

Die Brücke am Janiculus

DIE BRÜCKE AM JANICULUS

RÖMISCHE SAGEN



Die Brücke am Janiculus

Römische Sagen

Der Kinderbuchverlag Berlin

Herausgegeben und bearbeitet von Heinrich Alexander Stoll
und Waldemar Fietz
mit einem Nachwort von Dr. Jens Köhn
Illustrationen von Eberhard Binder

Romulus und Remus

Als Troja, die weitberühmte Stadt, in Flammen unterging, entfloh Äneas, der Sohn des Anchises und der Göttin Aphrodite, mit seinem kleinen Sohn Ascanius dem Verderben. Nach langen Irrfahrten landete er in Latium, einer Landschaft an der Westküste Italiens, die der König Latinus beherrschte.

Der König nahm den Flüchtling freundlich auf und gab ihm seine Tochter zur Frau. So wurde Äneas nach dem Tode des Latinus König von Latium. Sein Sohn Ascanius folgte ihm in der Herrschaft. Er gründete am Fuße der Albanerberge die Stadt Alba Longa.

Seitdem waren ungefähr vierhundert Jahre vergangen. Um diese Zeit herrschte in Alba Longa König Prokas. Er hatte zwei Söhne, Numitor und Amulius, die sich ach seinem Tode um die Herrschaft stritten. Numitor war von Natur ein guter und zufriedener Mensch, der sich stets willig in alle Entscheidungen seines Vaters gefügt hatte. Sein Bruder Amulius dagegen war böse und herrschsüchtig.

Bei der Erbteilung fiel Numitor, dem Erstgeborenen, die Königsherrschaft zu.

Amulius bekam die großen Herden und die ausgedehnten Güter seines Vaters. Doch das genügte ihm nicht, er wollte König sein, und so stieß er seinen Bruder Numitor vom Throne und machte sich zum Herrscher. Der friedliche Numitor wehrte sich nicht, er lebte fortan still und zurückgezogen auf dem Lande. Dort besaß er ein Gut und große Herden.

Aber Amulius war noch nicht zufrieden. Er fürchtete, die Kinder seines Bruders könnten einmal den Wunsch haben, seine Untat zu rächen. Deshalb ließ er den Sohn Numitors heimtückisch ermorden, und die Tochter

Rhea Silvia brachte er zu den Priesterinnen der Göttin Vesta, denen die Heirat verboten war, jetzt erst fühlte Amulius sich sicher, daß nie ein Nachkomme seines Bruders von ihm Rechenschaft fordern könnte.

Eines Tages begab es sich nun, daß Rhea Silvia nach dem heiligen Hain des Kriegsgottes Mars ging. Sie wollte reines Quellwasser für den Tempel schöpfen, um das Heiligtum der Göttin zu reinigen, wie es ihre tägliche Pflicht war. Da erblickte sie im Gebüsch einen gewaltigen Wolf. Der Gott Mars hatte ihn geschickt. Angsterfüllt floh das Mädchen in eine Höhle.

Das Licht der Sonne erlosch, und tiefe Finsternis herrschte auf der Erde.
In der Höhle erschien Rhea Silvia der Gott Mars und vermaßte sich mit ihr. So,
wurde sie Mutter von Zwillingsknaben des Kriegsgottes.

Die Priester waren überzeugt, sie hätte freventlich ihr Gelübde der Jungfräulichkeit gebrochen, und forderten die Todesstrafe für sie. Noch mehr aber zürnte ihr Oheim, König Amulius, denn er fürchtete, die Zwillinge könnten, herangewachsen, den Thron ihres Großvaters Numitor von ihm zurückverlangen. Rhea Silvia beteuerte, alles wäre eine Fügung der Götter und ein Gott selbst wäre der Vater ihrer Knaben. Aber auch das konnte sie nicht vor der Grausamkeit des Königs schützen. In den Fluten des Anio wurde die unglückliche Mutter auf Befehl des Tyrannen ertränkt.

Doch der Flußgott hatte Mitleid mit ihr, er nahm sie als seine Gattin auf und verlieh ihr Unsterblichkeit.

Nun befahl der grausame König, die beiden Knaben im Tiber zu ertränken. Um diese Zeit war der Fluß über die Ufer getreten und hatte kleine stille Seen gebildet. Des Königs Diener, der die Zwillinge in einen Korb gelegt hatte, war zu faul, durch das Überschwemmungsgebiet bis an den Fluß zu waten, und setzte daher den Korb im flachen Wasser aus. Er meinte, wenn die Überschwemmung zurückginge, würde sie den Korb wohl mitnehmen.

Aber auch der Flußgott des Tiber hatte Erbarmen, denn als sich das Wasser verließ, blieb der Korb an den Zweigen eines wilden Feigenbaumes. So fand ihn alsbald eine durstige Wölfin. Sie hörte das Wimmern der Knaben und trug sie in ihre Höhle. Dort leckte sie die Zwillinge und säugte sie.

Als die Kinder dann allmählich heranwuchsen und die Milch der Wölfin nicht, mehr zu ihrer Ernährung ausreichte, trug ein Specht, der heilige Vogel des Mars, Fleisch und andere Nahrung herbei. Auf diese wunderbare Weise blieben die Kinder Silvias am Leben.

Eines Tages kam ein Mann in diese Gegend, die viel später der Palatin genannt wurde, und sah das Wunder. Das war Faustulus, ein Hirte der königlichen Herden. Sein Herz wurde von Mitleid erfüllt, und er nahm die beiden Knaben mit in sein Haus. Larentia, die Frau des Hirten, staunte über die Bürde ihres Mannes und fragte: „Woher bringst du die Knaben, und was hast du mit ihnen vor?“



„Ich fand die beiden Kinder in einer Wolfshöhle. Ihr Schicksal erbarmte mich, und du sollst sie aufziehen.“

Die Frau hatte sich seit langem Kinder gewünscht, und so nahm sie ihm die Knaben ab und sagte zu ihnen: „Jetzt habt ihr eine neue Mutter, ihr solltet nie mehr weinen!“ Larentia war glücklich und pflegte und umsorgte die Zwillinge, als ob es ihre eigenen Kinder wären. Romulus und Remus wurden sie von ihren Pflegeeltern genannt.

Unter den Kindern der anderen Hirten wuchsen die Knaben heran. Sie bauten sich gemeinsam, mit ihnen Hütten, bekämpften wilde Tiere und jagten den Räubern ihre Beute ab. Die Zwillinge zeichneten sich durch Tapferkeit und Umsicht aus, und gern gehorchten die Hirtenknaben ihren Anweisungen.

Sie führten sogar kleine Kriege untereinander, und oft gerieten sie dabei in Händel mit den Hirten des ehemaligen Königs Numitor, die auf dem aventinischen Hügel, gegenüber dem Palatin, ihre Weidefläche hatten. Eines Tages kam es zu einem Handgemenge. Tapfer kämpften die beiden

Jünglinge samt ihren Gefährten, und mit vielen Wunden bedeckt, mußten sich die Hirten Numitors zurückziehen.

Als die Geschlagenen in ihrem Lager anlangten, sagte der Oberste der Hirten:

„Gern möchte ich wissen, wer die beiden wilden Jünglinge sind, die uns so furchtbar zugesetzt haben.“

Scheu antwortete einer der Hirten: „Vielleicht sind es Göttersöhne? Vielleicht ist gar Mars ihr Vater?“

„Ach was“, erwiderte der Oberhirt, „Räuber sind sie, die nichts als Schaden tun! Aber wir werden ihnen das Handwerk legen! Bald ist ja "das Fest der Luperkalien, bei dem niemand Waffen tragen darf. Wenn diese Burschen dann unbewaffnet herumlaufen, werden wir uns in einen Hinterhalt legen und sie fangen!“

Dieser Plan gefiel allen gut. Nur stritten sie lange, ob die gefangenen Jünglinge getötet oder, zur Entscheidung ihrem Herrn Numitor übergeben werden sollten. Schließlich entschied man sich für die Übergabe.

Ein paar Wochen gingen ins Land, und dann wurde das Hauptfest des Faunus, die Luperkalien, gefeiert. Waffenlos, nur mit einem Schurz bekleidet, übten sich die Jünglinge und Hirtenknaben im Wettkampf um den palatinischen Hügel. Bald waren Romulus und Remus allen voraus.

Plötzlich stürmten aus dem Hinterhalt die Hirten des Numitor hervor, überwältigten die ahnungslosen Jünglinge und fesselten sie.

„Ihr Feiglinge“, rief Remus erzürnt, „nur mit List und Tücke versteht ihr zu siegen!“ Während die zornglühenden Jünglinge zu Numitor geführt wurden, gelang es Romulus, sich zu befreien und zu entfliehen.

Voll Sorge um das Schicksal seines Bruders und der Freunde eilte er zu seinem Pflegevater Faustulus und berichtete ihm alles. Der hatte schon lange vermutet, daß die von ihm erzogenen Kinder die Zwillinge der Rhea Silvia wären, und dieses Geheimnis gab er nun preis. Er faßte Romulus bei der Schulter und sagte ernst zu ihm: „Höre, was ich dir jetzt sage. Ihr seid Göttersöhne und die Enkel unseres rechtmäßigen Königs Numitor. Euer Sinn und eure Haltung sind königlich und göttlich zugleich. Darum wollen wir eilen, dem Herrn alles zu berichten, damit das Verbrechen des Tyrannen gesühnt wird.“

Numitor betrachtete inzwischen den gefangenen Remus. Wie vertraut ihm diese Züge waren! Schmerzlich wurde er durch den Jüngling an seine Tochter Rhea Silvia erinnert.

Da kamen Faustulus und Romulus, und nachdem der Hirte alles erzählt hatte, was er wußte, gab es für Numitor keinen Zweifel mehr: Romulus und Remus waren die Söhne seiner Tochter! Das Alter der Knaben stimmte genau mit dem Zeitpunkt der Aussetzung überein, und noch mehr überzeugten ihn ihr Aussehen und ihr Verhalten. Überglucklich umarmte er seine so wunderbar geretteten Enkel. Mit Hilfe der Götter waren die schmachvollen Pläne des Amulius durchkreuzt worden, und Numitor konnte hoffen, die Verbrechen seines Bruders gesühnt zu sehen.

Die Gründung Roms

Als die erste Freude über das glückliche Zusammentreffen zwischen Großvater und Enkeln vorüber war, fragte Nurnitor die beiden, wie es ihnen ergangen wäre.

„Wir lebten unter den Hirten, Großvater“, antwortete Remus, „und kannten keine Sorgen. Unsere Pflegeeltern teilten alles mit uns, und wir fühlten uns geborgen und waren glücklich.“ Aber wir übten auch unsere Kräfte in Kriegsspielen“, fügte Romulus hinzu. „Wenn wir einmal kämpfen müssen, werden wir beweisen, wie gut wir mit den Waffen umgehen können.“

Dann begannen die Zwillinge ihren Großvater auszufragen. Numitor erzählte sein trauriges Leben und wie grausam und hinterhältig sein Bruder Amulius an ihm gehandelt hatte. „Wenig ist mir geblieben. Eure Mutter wurde ertränkt und mein Sohn tückisch ermordet. Euch aber hat Mars, der Kriegsgott, gerettet, und er wird auch Amulius für sein Unrecht bestrafen!“ .

Voll Zorn und Rachedurst beschlossen die beiden, sofort nach der Königsburg zu ziehen, um den grausamen Herrscher für alle seine Untaten zu strafen. Romulus versammelte, die ehemaligen Kampfgefährten und die treuen Hirten und führte sie, aufgeteilt in einzelne Scharen, auf verschiedenen Wegen nach Alba Longa, dem Sitz des Königs. Niemand hegte den Verdacht, daß ein Angriff bevorstand. Mit weiteren Scharen unterstützte Remus den Angriff. Obwohl die Übermacht der Gegner groß war, gelang es, in die Burg einzudringen. In dem blutigen Streit wurde Amulius von

Romulus getötet. Das gleiche Schicksal erlitten viele Ratgeber und Anhänger des Königs, und nur wenige konnten sich durch die Flucht retten. Sobald Numitor von dem geglückten Unternehmen Nachricht erhalten hatte, eilte er nach Alba Longa und berief eine Volksversammlung ein, damit keine Unordnung aufkäme. Verstört und widerwillig erwartete das Volk Numitors Rede, denn es konnte sich den Überfall nicht erklären. Aber als Numitor nun die Verbrechen seines Bruders gegen ihn, die Rettung seiner Enkel und den Tod des Tyrannen bekanntgegeben hätte, stimmte die Menge dem rechtmäßigen König zu. „Es lebe unser König von Alba Longa“, so jubelte das Volk, und Numitor zog mit seinen Enkeln in die königliche Burg ein.

Für die beiden Jünglinge brach eine glückliche Zeit an. Der König überschüttete sie mit Zeichen der Liebe und erfüllte ihnen alle Wünsche. Eines Tages saßen sie, wie so oft, in seinem Zimmer und sprachen über die Zukunft. Da sagten die Zwillinge. „Nun haben wir die Schmach gerächt. Du, Großvater, bist wieder Herr in Alba Longa. Für deine Liebe werden wir dir immer dankbar sein. Erfülle uns aber noch unseren sehnlichsten Wunsch und laß uns dorthin ziehen, wo wir ausgesetzt und großgezogen wurden. Wir wollen eine Stadt gründen, die uns neue Heimat und Erinnerung an unsere wunderbare Rettung sein soll.“

Der König überlegte nicht lange, und obwohl er die Enkel gern bei sich behalten hätte, gewährte er freudigen Herzens ihre Bitte. Nachdem er den Segen der Götter für das Wohl der Knaben und ihr Vorhaben erfleht hatte, entließ er sie.

Die alten Kampfgefährten und Hirten zogen mit den Jünglingen.

Aber an welchem Ort sollte die neue Ansiedlung entstehen? Romulus war der Meinung, die Stadt müßte auf den palatinischen Hügeln entstehen, Remus dagegen wollte sie auf den aventinischen bauen. Und wer sollte der Stadt den Namen geben, und wer sollte sie beherrschen? Es kam zum ersten Streit zwischen den Zwillingen. „Ich denke nicht daran, nachzugeben“, beharrte Romulus, „ich werde der Herr dieser neuen Stadt sein.“ „Mit welchem Rechtforderst du von mir, nachzugeben“, erwiderte darauf Remus. Doch die Götter haben uns gerettet und geleitet, sie mögen auch jetzt entscheiden. Wir werden ihren Beschuß im Vogelflug erkennen.“

Damals glaubte man nämlich, den Willen der Götter durch den Flug der

Vögel erforschen zu können. Später hatte man dafür sogar besondere Priester, sogenannten Auguren. Also beschlossen die Jünglinge, in der folgenden Nacht, wie es der Brauch vorschrieb, an die von ihnen ausgewählten Orte zu gehen: Romulus auf den Palatin, Remus auf den Aventin. Dort erwarteten sie mit ihren Gefährten den Tagesanbruch und die zeichenbringenden Vögel. Kaum zeigte sich die erste Morgenröte, da erschienen dem Remus sechs von rechts nach links fliegende Geier. Sofort meldete er überglucklich seinem Bruder das göttliche Zeichen. Der Bote weilte noch bei Romulus, als diesem genau doppelt so viele Geier erschienen und ein Blitz und ein Donnerschlag folgten: Mit der neuen Nachricht kehrte der Bote zu Remus zurück.

Wieder entbrannte unter den Brüdern Streit. Remus bestand darauf, er wäre von den Göttern zum König ausersehen, da sie ihm zuerst die Vögel geschickt hätten. Romulus dagegen berief sich auf die Zahl der Vögel, den Blitzstrahl und den Donner. Nur weil die Schar des Romulus weit größer war als die des Remus, kam es zu keiner blutigen Auseinandersetzung. Remus wurde zum Nachgeben gezwungen. Aber damit war der Keim des Hasses und des Neides in die Herzen der Brüder gelegt.

Sofort begann Romulus mit dem Bau der neuen Stadt. Er selbst steckte das Gelände ab und bezeichnete die Grenzen der neuen Ansiedlung. Mit einem Pflug wurde im Viereck eine Furche ausgehoben und ein Erdwall aufgeworfen. Wo später ein Stadttor sein sollte; hob man den Pflug aus der Erde. Entlang der Furche ließ Romulus eine Mauer bauen.

Remus, der von Zorn und Haß erfüllt war, beobachtete alles sehr genau. Er konnte seine Niederlage nicht vergessen. Um den Bruder zu verspotten, sprang er über die niedrige Mauer und machte sich über die unvollständige Befestigung der Stadt lustig. Darüber wurde Romulus so wütend, daß er Remus erschlug und rief: „So möge es einem jeden ergehen, der diese Mauer zu überschreiten wagt!“

Nun war Romulus Alleinherrscher, und er baute aus der anfangs armen und kleinen Siedlung die Stadt Rom, die einige Jahrhunderte später die Welt beherrschen sollte und die noch heute den Namen ihres Begründers führt.

Das geschah im Jahre 753 v. u. Z.

Der Raub der Sabinerinnen

Nach dem Tod des Remus wählte das Volk Romulus zum ersten König Roms. Er begann seine kühnen Pläne zu verwirklichen und bemühte sich, die Siedlung mit festen Gebäuden zu versehen und sie mit starken Befestigungen zu umgeben. Zu seinem eigenen Schutze schuf sich der König eine Leibgarde und ernannte Amtsdiener, die sogenannten Liktoren. Diese mußten mit einem Rutenbündel und einem Beil bewaffnet vor ihm herschreiten. Sie sollten für Ordnung sorgen und notwendige Strafen an Ort und Stelle vollziehen.

Romulus wollte nicht ohne Mitbestimmung der Bürger regieren, da sie ihm mit der Wahl zum König ihr Vertrauen geschenkt hatten. Er wählte aus den angesehensten Männern der Stadt den Senat, den Rat der Alten, der in der ersten Zeit hundert Mitglieder besaß. Von den Einwohnern wurden die, Senatoren „patres“, Väter des Volkes, genannt. Nach ihnen erhielten später ihre Nachkommen den Namen Patrizier. Gemeinsam mit dem König berieten sie über die Geschicke der Stadt. Schließlich teilte der König die Stadt Rom in Bezirke ein und gab den Bürgern das Recht, öffentliche Volksversammlungen abzuhalten und durch ihre Beschlüsse an der Herrschaft teilzunehmen. Diese Maßnahmen verlockten viele Bewohner der Nachbarstädte, nach Rom auszuwandern. Die größte Sorge für Romulus war aber immer noch die geringe Bevölkerung der Stadt. Wie konnte er Häuser und Befestigungen bauen, wenn nicht genug Helfer vorhanden waren? Die Scharen, die mit ihm den Aufbau begonnen hatten, reichten für die Fülle der Arbeit längst nicht mehr aus. In dieser Notlage kam ihm ein Gedanke, wie er eine große Zahl von Ansiedlern herbeilocken konnte. Er machte Rom zum Asyl, zu einer Freistatt, in die sich jeder Verfolgte oder Heimatlose retten konnte. Das sprach sich bei der benachbarten Völkerschaften bald herum, und schon in kurzer Zeit strömte eine große Anzahl von Verbannten und Verfolgten herbei, aber auch von Abenteurern, Räubern und Verbrecher. Das Asyl war eine günstige Gelegenheit, der Willkür und der strafenden Gerechtigkeit zu entfliehen. In Rom standen alle unter dem Schutz des römischen Königs und wurden freundlich aufgenommen. Sie erhielten Land zur Bebauung und wurden damit Bürger der neuen Stadt.

Nach dieser Einwanderung führte Romulus eine Volkszählung durch.

Sie ergab eine für die damaligen Verhältnisse erstaunlich hohe Einwohnerzahl, über 3000 Menschen. Doch noch immer war Romulus nicht zufrieden. Die Stadt hatte zwar einen bedeutenden Zuwachs erfahren, aber die Bevölkerung bestand überwiegend aus Männern und Jünglingen. Der König rief den Senat zusammen und beriet mit ihm über die nächsten Maßnahmen.

„Hört meine Sorgen, Väter, und sucht mit mir nach einem Ausweg“, sagte er.

„Zwar haben wir jetzt hinreichend Bürger in der Stadt, aber uns fehlen die Frauen, die Kinder. Soll unsere Ansiedlung nach einem Menschenalter wieder aussterben? Wir brauchen junge Menschen, die unser Werk fortführen und Rom zu einer beherrschenden Stadt im Lande machen.“

Lange wurde beraten, und unter vielen Vorschlägen erschien als der Beste, Gesandtschaften in die umliegenden Städte zu schicken. Die Abgesandten sollten die Nachbarn bitten, ihre Töchter den römischen Männern zur Ehe zu geben. Ein sehr angesehener und tapferer Mann, Hostius Hostilius, wurde vom Senat zum Anführen der Abordnung bestimmt.

„Ich bin zwar ein Krieger“, sagte Hostius Hostilius, als er seinen Auftrag erhielt, „und verstehe die Waffen zu führen. Wenn ich meine Stadt aber auch durch meine Worte retten kann, so will ich gern diesen Dienst übernehmen.“ Mit feierlichen Opfern, durch die man die Gunst der Götter erflehen wollte, und mit allen guten Wünschen wurden die Abgesandten entlassen.

Nach kurzer Wanderung gelangten sie in die ersten, Nachbarstädte und trugen dort die Bitte ihres Königs und der Männer Roms vor.

„Unsere Töchter sollen wir euch zu Frauen geben?“ antworteten die Städter. „Ihr seid doch nichts als ein gefährliches Volk von Räubern und Mörtern! Wir wollen keine Verwandtschaft mit euch. Weicht nur recht schnell aus unseren Mauern, damit uns die Götter nicht zürnen!. Unsere Töchter geben wir euch nicht. Aber es gibt ja überall Mörderinnen, Zauberinnen und Hexen! Wie wäre es, wenn ihr auch ein Asyl für solche Verbrecherinnen eröffnet? Dann hättet ihr Frauen, die zu euch passen!“

Die weiter entfernt wohnenden Nachbarn empfingen die Gesandten ebenso höhnisch und wiesen ihre Bitten mit Schmähungen zurück. Zornig machten sich die Gedemütigten auf den Weg nach Rom und berichteten dort Romulus und dem Volk, wie sie aufgenommen und beleidigt worden

waren. „Überall wurden wir aus den Städten gewiesen, verspottet und beschimpft. Man rief sogar die Götter gegen Rom auf und beleidigte unseren König“, sagte Hostilius. Große Erregung erfaßte das Volk. „Mit Waffen wollen wir den Hochmut der Nachbarn bezwingen“, riefen die Männer. „Wir werden ihre Städte vernichten und ihre Töchter mit Gewalt nach Rom holen!“ In ihrem Zorn erwarteten sie sehnlich eine Entscheidung des Königs, die den Krieg gegen die Nachbarn eröffnen würde. Romulus aber blieb besonnen und mahnte zur Geduld. „Wir wollen unsere Stadt in kein Unheil stürzen! Die Übermacht der Feinde ist zu groß, und wir sind noch nicht stark genug. Nicht durch Krieg, sondern durch List werde ich euch die Frauen verschaffen. Auch so können die Beleidigungen, die man uns zugefügt hat, gerächt werden.“

Lange überlegte der König, wie er die Töchter der Nachbarn ohne Gefahr in den Besitz Roms bringen könnte. Da fiel ihm ein, daß in nächster Zeit Spiele zu Ehren des Meergottes Neptunus veranstaltet werden würden. Diese Spiele sollten besonders glänzend gefeiert werden, und dazu wollte er die Nachbarn einladen. Also stellte er wieder eine Gesandtschaft zusammen und schickte sie zu den benachbarten Stadtstaaten und Völkern, um sie zu bitten, an den Spielen teilzunehmen. „Sagt ihnen“, so sprach Romulus zu den Gesandten, „daß wir Frieden und Freundschaft wünschen und die Beleidigungen vergessen wollen. Als ersten Beweis für unseren guten Willen tragt ihnen die Einladung zu den Spielen vor. Sie sollen uns vertrauen, wie wir ihnen ohne Waffen möchten sie erscheinen und auch ihre Familien mitbringen, denn die Spiele werden prächtiger und großartiger sein als alles, was es, bisher gegeben hat.“

Als die Nachbarn diese Einladung vernahmen, wurden sie von Neugier ergriffen, denn gar zu gerne wollten sie die neuerrichtete Stadt mit eigenen Augen sehen. Vielleicht könnte man einen Handel beginnen, dachten sie. Und wie gut wäre es, Genaues über die Stärke Roms zu erfahren. Sie beschlossen, die Einladung anzunehmen.

In großen Scharen strömten sie nach Rom, vor allem die Sabiner, mit ihren Frauen und Kindern, die nicht weniger neugierig waren als die Männer. Freudig und zuvorkommend wurden die Gäste empfangen und in der Stadt herumgeführt. Alle Tempel, Häuser und Hütten hatten auf An-



ordnung des Königs ein Festkleid angelegt. Aufmerksam und ahnungslos betrachteten die Gäste diese eigenartige Stadt. Dann begannen die Spiele. Erwartungsvoll zogen die Einheimischen und die Gäste auf den vorgesehenen Platz und verfolgten gespannt den Ablauf der glänzenden Vorführungen. Während nun die Augen der Zuschauer auf das kämpferische Treiben in der Arena gerichtet waren, gab Romulus das Zeichen. Darauf stürmten die Jünglinge und Männer Roms unter die Gäste, entrissen den Eltern ihre Töchter und trugen sie eilig in ihre Hütten. Wildes Schreien brach los. Der Festplatz hallte von Flüchen, Haßgeschrei und Hilferufen wider. Eine große Schar von Römern, die trotz des gegebenen Wortes bewaffnet war, bildete eine lebende Mauer zwischen den geraubten Mädchen und ihren Vätern und Brüdern. Die waffenlosen Gäste waren machtlos und flohen bestürzt und wehklagend aus der Stadt. Aber sie schworen Rache. Nicht eher wollten sie ruhen, bis ihre Töchter befreit wären und bis sie den Übermut der Römer gebrochen hätten. Die geraubten Jungfrauen aber ergaben sich in ihr Schicksal, und siehe da, die Römer gefieLEN ihnen recht gut.

Tarpeja und ihr Verrat

Bei den benachbarten Völkern war die Empörung über den Raub der Sabinerinnen so groß, daß man beschloß, gemeinsam gegen Rom vorzugehen und Rache zu nehmen.

Für die junge Stadt hätte ein vereintes Vorgehen der Gegner das sichere Ende bedeutet, aber die Götter schienen den Römern gewogen zu sein. Die am schwersten Betroffenen, die Sabiner, bereiteten den Krieg sehr gründlich vor und rüsteten ein ungewöhnlich starkes Heer aus. Dafür benötigten sie viel Zeit, denn die Bürger mußten erst einberufen, bewaffnet und im Kriegsführen geübt werden. Diese Vorbereitungen dauerten aber den anderen latinischen Städten zu lange. Deshalb marschierte jede für sich nach Rom.

Sofort erkannte Romulus die günstige Gelegenheit. Er hatte sein Heer beisammen und vernichtete in heftigen Kämpfen die Scharen der Angreifer, eine nach der anderen. Bis in ihre eigenen Städte verfolgten die Römer ihre fliehenden Feinde und kehrten mit reicher Beute beladen nach Rom zurück. Aber noch immer drohte der Stadt die größte Gefahr in dem mächtigen und gefährlichen Heer der Sabiner. Schon überbrachten die Boten erste Nachrichten von dessen Aufbruch.

Damals herrschte bei den Sabinen der König Titus Tatius. Er war ein tapferer und umsichtiger Feldherr. An der Spitze eines Heeres leitete er selbst den Kampf gegen die Stadt Rom. Romulus kannte die Überlegenheit seiner Feinde. Daher wagte er es nicht, ihnen in einer offenen Schlacht entgegenzutreten. Er hielt es für ratsamer, sich mit seinem Heer hinter die Stadtmauern zurückzuziehen und dort, zur Verteidigung bereit, seine Gegner zu erwarten. So konnte Titus Tatius ungehindert bis an den Stadtrand von Rom vormarschieren. 25 000 Mann zu Fuß und dazu 1 000 Reiter zählte sein Heer.

Die Sabiner besetzten den ersten Hügel. Nun gab es nur noch ein bedeutsames Hindernis für die Feinde der Stadt, die römische Burg. Sie erhob sich am äußersten Rand des kapitolinischen Berges und bewachte den Zugang nach Rom. Von dem Besitz der Burg hing das Schicksal der Stadt und der Römer ab. Hinter diesen Mauern hatte daher Romulus die tapfersten Männer aufgestellt. Einer der bewährtesten römischen Krieger, Spurius Tarpejus, befehligte die Besatzung. Er war entschlossen, die Burg

mit größter Tapferkeit zu verteidigen, um dadurch die Stadt zu retten. Seine Tochter Tarpeja wohnte bei ihm in der Burg.

Eines Tages verließ Tarpeja die Festung, um frisches Wasser zu holen. Dabei traf sie unweit der Mauer mit den Sabinern zusammen, die sich rund um die Burg zur Belagerung aufgestellt hatten. Die Soldaten waren erstaunt über die Kühnheit der Römerin, doch bald kamen, sie ins Gespräch und scherzten mit ihr. Während der Unterhaltung sagte einer von ihnen: „Wie lange werden wir noch fröhlich sein? Ein schwerer Krieg steht dem römischen und dem sabinischen Volke bevor. Auch du, Tarpeja, wirst vielleicht unter den Toten sein. Aber es liegt in deiner Hand, ob der Krieg bald vorüber sein wird oder nicht. Öffne uns in der Nacht eine geheime Pforte.“

„Niemand wird erfahren, daß du dem sabinischen Heer den Weg nach Rom gegeben hast“, sagte ein anderer Sabiner: Die Soldaten versuchten, das Mädchen mit vielen Versprechungen zu überreden.

Tarpeja zögerte. Sie war ja Römerin und fühlte sich mit dem Glück und Unglück ihrer Stadt verbunden. Doch da sah sie, daß die Sabiner, altem Brauche gemäß, am linken Arm reichen Schmuck trugen: Ringe mit Edelsteinen, goldene Armpassagen und Armbänder, Dinge, die sie selbst nicht besaß und doch gern besessen hätte. Über dem Glanz des Schmuckes vergaß sie ihre Liebe und Treue zur Vaterstadt, und das Begehr nach Gold und Edelsteinen machte sie zur Verräterin.

„Gebt mir das, was ihr am linken Arm tragt“, sagte sie. „Dann werde ich euch in der kommenden Nacht ein Tor zur Burg öffnen. Erst aber schwört bei unseren Göttern, daß ihr euer Versprechen auch halten werdet.“

Die Sabiner schworen, ihr nach der Einnahme der Burg zu geben, was sie am linken Arm trugen.

Als die Nacht hereingebrochen war, warteten die sabinischen Krieger ungeduldig vor den Mauern. Da öffnete Tarpeja eine kleine Pforte und ließ die Feinde in die Burg ein. Es wurde ein leichter Kampf. Der größte Teil der Besatzung wurde im Schlaf überrascht und getötet. Nur eine kleine Schar sammelte sich um den Befehlshaber Tarpejus und versuchte mit größter Tapferkeit, die Burg zu retten. Aber die Übermacht war zu groß. Auch sie fanden den Tod, und die römische Burg fiel den Feinden zu. Nun forderte die Verräterin Tarpeja ihren Lohn. Die Sabiner hielten,

was sie versprochen hatten. Sie warfen Tarpeja ihre goldenen Spangen, Bänder und Ringe zu. Aber die Sabiner trugen nicht nur Schmuck an ihrem linken Arm, sondern auch die Schilde aus schwerer Bronze. Die warfen sie zum Schluß auch noch über. Tarpeja, um sie zu bestrafen, denn auch sie verabscheuten Verrat. Nun war der Weg zur Stadt frei, und das sabinische Heer brach sofort auf, um auch die Stadtmauern zu erstürmen. Schon kam es zu den ersten Gefechten, und die Römer zogen aus der Stadt, um sich in dem Tal zwischen den beiden Hügeln zur Schlacht aufzustellen. Grimmig stürzten sich die vordersten Schlachtreihen der Sabiner auf die Römer, und diese verteidigten mit größter Tapferkeit jedes Stück des Bodens vor ihrer Stadt. Unentschieden tobte der Kampf hin und her, schon tränkte das Blut vieler Gefallenen die Erde. Da begannen die Reihen der Römer zu weichen, und selbst Romulus wurde von dem Strom der Fliehenden mitgerissen. Er hob, die Hände zum Himmel und versprach Jupiter, ihm einen Tempel zu erbauen, wenn er die Flucht hemmte. Tatsächlich faßten die Römer wieder Fuß, und Romulus errichtete später an dieser Stelle den Tempel für Jupiter. Von neuem entbrannte die Schlacht, und die Sabinerinnen, die jetzt die Frauen der Römer waren, sahen von der Stadt aus mit großer Sorge dem mörderischen Treiben zu. „Wenn wir nicht Einhalt gebieten, wird dieser Kampf unser ganzes Glück zerstören“, rief eine Sabinerin unter Tränen aus. Andere Frauen scharten sich um sie und fragten: „Was können wir tun? Sollen wir die Götter anflehen oder Hilfe herbeiholen?“

„Wir müssen selbst eingreifen, niemand kann uns helfen. Kommt, laßt uns eilen. Die Götter mögen uns beistehen.“

Während die beiden Heere mit äußerster Kraft um den Sieg fochten, stürmten plötzlich die geraubten Sabinerinnen mit fliegenden Haaren, ihre Säuglinge auf den Armen, mitten zwischen die Schlachtreihen. „Haltet ein, beendet den blutigen Streit!“ riefen sie. Flehend wandten sie sich hier ihren Männern und dort ihren Vätern und Brüdern zu. „Immer würden wir den größten Schmerz ertragen müssen, ganz gleich, wer den Sieg davonträgt. Wir wollen weder unsere Männer noch unsere Väter und Brüder verlieren. Wir wollen nicht zu Witwen oder Waisen werden!“ Diese Worte und der Anblick der Frauen auf dem Schlachtfeld rührte die Kämpfer auf beiden Seiten. Sie ließen ihre Waffen sinken, und eine



tiefe Stille lag über dem Tal, das noch kurz zuvor von dem Lärm der Schlacht erfüllt gewesen war. Da traten die Anführer der beiden Heere hervor, berieten sich und schworen, von ihren Kriegern umgeben, auf alle Zeiten Frieden zu schließen. Beide Könige, Romulus und Titus Tatius, sollten von nun an gemeinsam regieren und beide Völker zu einem Staat vereint werden. Sie kamen überein, Rom zur Hauptstadt zu machen und dafür Sabiner und Römer nach der sabinischen Hauptstadt Curres Quiriten zu nennen.

Als Dank für ihre rettende Tat richtete Romulus den Frauen einen Festtag im Jahr ein und gewährte ihnen bestimmte Rechte. Der Hügel Quirinalis aber wurde in die Stadt einbezogen und besiedelt.

Das Ende des Romus

Nicht lange dauerte die gemeinsame Herrschaft der Könige Titus Tatius und Romulus. Bei einem Streit wurde der sabinische König von seinen eigenen Landsleuten erschlagen. Seitdem war Romulus alleiniger Herrscher über beide Völker. Grausamkeit der Herrschaft lag ihm fern, mit Liebe und Güte führte er das römische Volk durch die schweren Zeiten, in denen sich die neue Stadt gegen allerei Neid und Argwohn durchzusetzen hatte.

Immer wieder zwangen die Nachbarvölker den jungen Staat zu Kriegen, die dann doch meist mit dem Sieg der Römer endeten. Einmal begann eine Nachbarstadt, Fideneae, aus Eifersucht auf Roms steigende Macht einen Krieg gegen die Römer. Sie fiel mit ihren Soldaten in römisches Gebiet ein. Sofort zog das schon erprobte und gut ausgebildete Heer Roms gegen die Angreifer und lockte sie in einen Hinterhalt. Mit großem Schrecken sahen die Soldaten von Fideneae, daß ihnen eine Niederlage drohte. Die einzige Rettung aus dieser verhängnisvollen Lage war für sie die Flucht. Da ihnen aber die Römer dicht auf den Fersen blieben, drangen die Verfolger mit den Fliehenden in die Stadt Fideneae ein und eroberten sie.

Dadurch fühlte sich das Nachbarvolk von Veji bedroht, und auch zwischen Rom und Veji kam es zu einer Entscheidungsschlacht. Der Sage nach soll Romulus allein in dieser Schlacht mehrere hundert Gegner erschlagen haben. Mit den Vejentern wurde darauf ein hundertjähriger Waffenstillstand abgeschlossen, und von nun an gehörte ein beträchtlicher Teil ihres Gebietes zu Rom. Durch solche und ähnliche Kriegstaten verschaffte Romulus seiner jungen Stadt Ansehen und Achtung bei den Völkern Mittitaliens. Er flößte ihnen so große Furcht vor der Macht Roms ein, daß es noch lange nach seinem Tod kein Volk wagte, den römischen Staat anzugreifen.

Aber nicht nur glücklich geführte Kriege festigten die Stellung Roms, sondern auch eine straffe Verwaltung. Es wurde schon gesagt, daß Romulus den Senat ins Leben rief, daß er den Stand der Liktoren zum Schutz des Königsamtes einsetzte und die Stadt in Bezirke, die Tribus, einteilte. Jeder Tribus wiederum war in zehn Kurien unterteilt, jede Kurie in zehn Gentes, Großfamilien. Durch diese Einteilung erhielt jeder Bürger der Stadt das Recht, seine Stimme abzugeben, und dadurch die Möglichkeit der Mitregierung.

Auch den anfangs wahllos zusammengestellten Kriegsscharen gab der König durch mancherlei Verordnungen und Bestimmungen eine geordnete Gestalt. Für den Kriegsfall wurde ein Heer von 3 000 Fußsoldaten ausgewählt, Legion genannt. Dazu kamen noch 300 Reiter unter der Führung eines Tribunus Celerum, eines Anführers der Berittenen, denn im Lateinischen bedeutet Celares die Schnellen. Damit die Befehle des Königs unverzüglich und ohne Säumen ausgeführt wurden, mußten sich die Cele-

res in seiner engsten Umgebung aufhalten. Durch solche Maßnahmen schuf Romulus die Grundlagen für den Staat, auf die die nachfolgenden Könige aufbauen konnten. So ungewöhnlich wie das Leben des Romulus begonnen hatte, so ungewöhnlich sollte es auch enden. Nach vielen Jahren ordnete der greise König eine Heerschau auf dem Marsfeld an. Er wollte nicht eher aus dem Leben gehen, bis er sein neu aufgestelltes Heer, seine Waffen und seine Kampfbereitschaft überprüft hatte. Bei dieser großen Musterung erhob sich plötzlich ein gewaltiger Orkan. Finstere Wolken schoben sich vor die Sonne, und ein heftiges Unwetter entlud sich über Rom. Gespenstisch und grell zuckten die Blitze durch die Dunkelheit.

Während dieses grausamen Tobens der Natur fuhr Romulus auf dem Götterwagen seines Vaters Mars in den Himmel, zu den unsterblichen Göttern. Beim Ausbruch des Unwetters war das Volk vom Marsfeld geflohen und hatte in nahe liegenden Häusern und Unterkünften Schutz gesucht. Als nun die Sonne wieder aus den Wolken hervorbrach und die Menschen aus ihren Unterschlüpfen hervorkamen, fanden sie den Königsstuhl leer. Große Sorge um ihren König erfüllte die Römer; sie fühlten sich verlassen, klagten, jammerten und riefen laut den Namen des Königs. Aber keine Antwort kam. Da sahen sie einen bekannten Senator, Proculus Julius, eilig vom Kapitol zu ihnen auf das Marsfeld herunterkommen. „Freunde“, rief er, „ich kann euch berichten, wo unser König ist. Mit herrlichen, flammenden Waffen geschmückt und größer und schöner als je im Leben ist er mir erschienen. Da wurde mir klar, daß Romulus von den Göttern aufgenommen worden ist.“

„Hast du dich auch nicht getäuscht?“ riefen einige aus dem Volk. „War es vielleicht nur ein Traum?“

„Ich schwöre, es ist die Wahrheit. Als ich den König fragte, ob wir ihn beleidigt hätten, weil er uns verlassen hat und nun die ganze Stadt um ihn trauert, da sprach er zu mir: Die Götter haben beschlossen, daß ich wieder dorthin zurückkehren soll, woher ich gekommen bin. Mein Werk auf der Erde habe ich vollbracht. Aber sage den Römern, wenn sie Mäßigung und Tapferkeit üben, werden sie die höchste menschliche Macht erringen. Ich werde der Stadt und dem römischen Volk immer ein gnädiger Schutzbote sein!“

Große Bewegung ergriff das Volk nach diesen Worten. Es warf sich auf die Erde nieder und flehte zu seinem König, daß er immer mit Huld und Gnade auf Rom herabschauen und die Stadt vor Gefahren beschützen möchte. Von dieser Stunde an wurde Romulus unter dem Namen Quirinus als Schutzgott Roms verehrt. Eine andere Sage dagegen berichtet, daß Romulus keineswegs im Götterwagen gen Himmel gefahren sei, sondern daß ihn die Senatoren, die lieber selbst herrschen wollten, statt ihm zu gehorchen, umgebracht hätten.

Numa Pompilius und Egeria

Nach dem Tode des Romulus regierten die Senatoren ein Jahr lang den römischen Staat. Aber unter den Patriziern herrschte Uneinigkeit. Ein jeder wollte die Macht zu seinem Vorteil ausüben, und das Volk klagte über die neue Herrschaft. Diese Unzufriedenheit drohte den römischen Staat zu spalten, daher beschlossen die Patrizier, einen neuen König zu wählen. Nach langen Beratungen in der Volksversammlung fiel die Wahl auf den Sabiner Numa Popilius, einen allgemein geachteten und durch Klugheit berühmten Mann, den Schwiegersohn des ehemaligen Sabinerkönigs Titus Tatius. Es war ein Mann, der die Einsamkeit liebte, deshalb ging er oft im Walde von Aricia spazieren. Hier lebt die Nymphe Egeria, die bald zur Freundin und Beraterin des Königs wurde. Von ihr kamen die Gedanken zu den heilsamen Gesetzen und Einrichtungen, die die Regierung des Königs segensreich für Rom machten.

Numa Pompilius strebte danach, den kriegerischen Sinn der Römer zu besänftigen und ihre durch die vielen Kriege verwilderten Sitten zu zähmen. In den 43 Jahren, die er in Rom herrschte, gab es keinen Krieg. Er schuf neue Priesterämter, baute Tempel und erhöhte die Zahl der Vestalinnen, die das heilige Feuer hüteten, auf vier. Das Jahr teilte er neu ein. Aus zehn Monaten machte er zwölf, die dem Umlauf des Mondes entsprachen.

Er war es auch, der den Tempel auf dem Forum errichten ließ, der wie ein Doppeltor aussah. Er war dem Janus geweiht, dem Gotte des Sonnenlaufes und der Türen, der mit zwei Gesichtern dargestellt wird, einem, das

nach vorn, und einem, das nach hinten blickt. Dieses Heiligtum stand in kriegerischen Zeiten offen, und nur, wenn Friede herrschte, wurde es geschlossen. Zur Zeit König Numas war dieser Tempel geschlossen. Gerechtigkeit und Ehrfurcht vor den Göttern waren ihm und seinen Untertanen die höchste Tugenden, und Eintracht und Glück wurden dem Volk und dem Lande zuteil. Als der König hochbetagt starb, zerfloß seine Freundin, die Nymphe Egeria, in Tränen. Aus diesen Tränen wurde in Quell, zu dem die dankbaren Römer noch lange pilgerten.

Die Horatier und die Curiatier

Nach dem Tode des Numa Pompilius wählte das Volk wieder einen Römer zum König, den Tullus Hostilius. Er unterschied sich in seinem Charakter stark von Numa. „Ich will keinen Frieden“, so erklärte er bald nach seiner Thronbesteigung, „denn die Römer sind ein Kriegsvolk und von den Göttern zum Herrschen bestimmt!“ Er unternahm mit seinen Scharen Streifzüge in die Gebiete der Nachbarn und erregte von neuem Unruhe und Verwirrung. Eine an sich ganz unbedeutende Grenzstreitigkeit kam dem kriegslüsternen König sehr gelegen, um eine Auseinandersetzung mit der römischen Mutterstadt Alba Longa herbeizuführen.

Einige Hirten des Grenzgebiets von Rom, und Alba Longa beschuldigten sich nämlich gegenseitig, das Gebiet des Nachbarn beraubt zu haben. Jeder glaubte im Recht zu sein, und da beide Teile starr auf ihrem Standpunkt beharrten, war eine gütliche Einigung unmöglich. Als dieser Streit dem König zu Ohren kam, befahl er sofort die Fetialen zu sich. Die Fetialen waren eine vom Vorgänger des Königs begründete Priestervereinigung, die eigens dazu bestimmt war, einem übereilten Kriegsbeginn vorzubeugen. Ihre Aufgabe bestand darin, bei einer Beleidigung oder Verletzung des römischen Volkes von den Gegnern Genugtuung zu fordern und über eine Einigung zu verhandeln. Kam diese nicht zustande, so hatte sie das Recht, den Krieg zu erklären.

„Ich sende euch nach Alba Longa Fordert Sühne und sofortige Genugtuung. Aber laßt euch auf keine Verhandlungen ein und kehrt so schnell wie möglich zurück!“ befahl ihnen Tullus Hostilius.

Einer der Priester wagte einzuwenden: „Es widerspricht unseren Pflichten, nicht zu verhandeln und nicht alles zu versuchen, um den Krieg zu verhindern.“

„Ich befehle euch, meine Anordnungen durchzuführen“, antwortete der König bestimmt, „denn in Rom herrschen nach dem Willen der Götter tapfere Könige und nicht sanftmütige Priester!“

Sofort brachen die Boten auf. Kaum hatten sie die Stadt verlassen, traf schon eine Gesandtschaft aus Alba Longa ein. Diese sollte im Auftrage des dortigen Königs von Rom Genugtuung fordern. Tullus Hostilius empfing sie überaus freundlich.

Mit fast übertriebener Höflichkeit wurden sie als Gäste der Stadt gefeiert, und jedesmal, wenn die Albaner von ihrem Auftrag sprechen wollten, verstand es der König, sie mit List abzulenken. Damit wollte er Zeit gewinnen, bis seine Boten mit einem Bescheid zurückgekehrt waren.

Als dann endlich die Rückkehr der römischen Gesandtschaft gemeldet wurde, ließ Tullus Hostilius sie sofort zu sich kommen. „Was habt ihr erreicht? Bringt ihr dem römischen Volk Genugtuung?“

„Nein, wir wurden abgewiesen“, war die Antwort der Fetialen. „Nach deinem Befehl haben wir darauf Alba Longa ohne weitere Verhandlungen den Krieg erklärt!“ Da hellten sich die Züge des Königs auf, denn er hatte sein Ziel erreicht. Und nun befahl er die Männer von Alba Longa zu sich. Diese trugen ihm den Grund ihrer Gesandtschaft vor. Tullus Hostilius hörte sich gelassen die Forderung an, doch plötzlich sprang er von seinem Sessel auf, und glühend vor Zorn und Eifer sprach er zu ihnen: „Eure Stadt wollte den Frieden nicht erhalten und hat meine Boten abgewiesen. Alle Nachbarvölker sollen erfahren, daß die Schuld für den Bruderkrieg, der nun beginnen wird, bei Alba Longa liegt. Geht und meldet eurem König, daß er Rom zum Kampf bereit finden wird!“

Kurze Zeit danach zogen die Männer von Alba Longa mit einem gut ausgerüsteten Heer gegen Rom. Die beiden Heere stellten sich zur Schlacht auf, und kampfbereit warteten sie auf das Zeichen zum Angriff. Plötzlich erschien von der Seite Albas her ein Bote, der dringend den König Tullus Hostilius zu sprechen wünschte.

„Mein König und Feldherr bittet dich noch um eine Unterredung vor der Schlacht“, meldete der Bote. Wegen dieser Verzögerung war der König sehr ungehalten und wollte schon den

Vorschlag ablehnen. Doch nach einer kurzen Überlegung erklärte er sich mit einer Unterredung einverstanden. Als sich dann die beiden Heerführer zwischen den Schlachtreihen gegenüberstanden, begann der König von Alba Longa zu sprechen: „Unsere beiden Völker, König von Rom, sind seit uralten Zeiten verwandt. Es wäre töricht, wenn eine so furchtbare Schlacht die besten Kämpfer unserer Völker vernichten würde. Wir streiten doch nur aus Neid und Machtbegierde, sollten wir nicht statt dessen lieber gemeinsam gegen unsere Feinde vorgehen?“ „Und was schlägst du vor, um dahin zu gelangen?“ fragte Tullus Hostilius, der aufmerksam dem Vorschlag zugehört hatte.

„Laßt uns diesen Krieg durch einen Einzelkampf entscheiden. Ein jeder von uns wähle drei Kämpfer aus seinen Schlachtreihen aus, die vor aller Augen um den Sieg kämpfen sollen. Sind wir die Unterlegenen, dann soll Rom die Herrschaft über Alba Longa haben, sind es die Römer, dann wird Rom fortan zu unserer Stadt gehören?“ Der König von Rom stimmte zu, und die Heerführer trennten sich, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen.

Wie durch eine Fügung des Schicksals dienten damals sowohl bei den Römern als auch bei den Albanern Drillingsbrüder, die nach ihren Vätern, die Horatier und Curiatier genannt wurden. Diese wählte man für den Kampf aus. Sie waren tapfere Krieger und entschlossen, ihrem Vaterland den Sieg zu erringen. Von beiden Seiten des Feldes schauten die Heere ihrem Kampf zu.

Sobald das Zeichen gegeben war, stürzten die Jünglinge mit gezogenen Schwertern aufeinander los. Lange kämpften sie erbittert, doch schließlich brach auf der römischen Seite der erste der Horatier tödlich verwundet zusammen. Kurz danach fiel auch der zweite Horatier. Da brach im albanischen Herr großes Freudengeschrei los, während die Legionen Roms stumm und voller Angst warteten, wie das Schicksal des letzten Horatiers ausfallen würde.

Dieser war noch unverwundet und konnte also jedem einzelnen der Curiatier widerstehen, nicht aber allen dreien zugleich. Er wandte sich zur Flucht und zwang so die Curiatier, ihn zu verfolgen. Da zwei von ihnen verwundet waren, der eine leicht, der andere schwer, konnten sie dem fliehenden Horatier nicht mit gleichmäßiger Geschwindigkeit und Kraft fol-



gen. Noch immer triumphierte das Heer von Alba Longa, und die Römer waren nahe daran, den Mut zu verlieren. Da drehte sich plötzlich der letzte der Horatier um und stürzte auf den zunächst ankommenden Curiatier los. Nachdem dieser im überraschenden Angriff niedergeschlagen war, begann der Kampf mit dem zweiten Curiatier, auch er sank tot auf die Erde nieder. Jetzt erhoben die Römer freudiges Geschrei. Laut rief der Römer: „Zwei Feinde habe ich den Schatten meiner Brüder geopfert, den dritten weihe ich dem Ziel unseres Kampfes: daß Rom über Alba Longa herrschen soll!“ Mit diesen Worten stieß er dem Gegner das Schwert in die Kehle, daß er tot zu Boden stürzte.

Da ertönte das tosende Geschreide des römischen Heeres, und mit großem Jubel und unbeschreiblicher Freude feierten die Römer den Sieg des Horatiers, der mit den Waffen der Feinde geschmückt, zu ihnen zurückkehrte.

Vom König wurde er sogleich Retter des Vaterlandes genannt. Alba, Longa unterwarf sich der Herrschaft Roms.

An der Spitze des siegreichen römischen Heeres zog Horatius, der stolz

die Rüstungen der gefallenen Gegner trug, nach Rom zurück. Am Capenischen Tor stand seine Schwester und erwartete, wie alle anderen zurückgebliebenen Römer, die, Heimkehr der Krieger. Sie war mit einem der Curiatier verlobt gewesen. Als aber der Zug angekommen war, erkannte sie unter den Siegeszeichen das Gewand ihres gefallenen Verlobten.

Sie selbst hatte es ihm gewebt. Da verwandelte sich ihre Freude in tiefen Schmerz, und in Tränen aufgelöst, rief sie jammernd den Namen des Toten. Dieses Wehklagen verdroß den Bruder bitter. Zornig zog er sein Schwert und stieß sie nieder. „Fahr hin zu deinem Bräutigam, weil du nur an ihn denkst und nicht an die toten Brüder und das Vaterland! So wie du sollen alle zugrunde gehen, die einen Feind Roms betrauern!“

Durch diesen Mord verwandelte sich die Freude, der Römer in tiefe Traurigkeit. Eben noch hatte Horatius das römische Volk vor der drohenden Unterwerfung gerettet, und nun mußte er sterben, denn auf sein Verbrechen stand nachdem Gesetz die Todesstrafe. Ohne Verzug wurde die Gerichtsverhandlung einberufen. Das Volk sollte das Urteil fällen. Da bat Horatius, der Vater der drei Horatier, um Gehör, und mit vom Alter und vor Gram zitternder Stimme rief er aus: „Noch heute morgen war ich der Vater dreier tapferer Söhne und einer tugendhaften Tochter. Nun bleibt mir nur noch ein Sohn. Wollt ihr, daß ich an einem Tage kinderlos werde? Vergeßt nicht die ruhmvolle Tat meines letzten Sohnes und das Leid des Vaters. Ich bitte euch inständig, gewährt ihm Gnade!“

Diese Worte stimmten das Volk mild, und es sprach Horatius frei. Als Sühne für den Mord mußte er aber unter einem Galgenjoch hindurch gehen.

Nur schwer ertrugen die Albaner die Abhängigkeit vom Rom. Um die Selbständigkeit zurückzugewinnen, versuchten sie, den König von Rom in einen Krieg zu verwickeln, und stachelten die Stadt Fidenae an, von Rom abzufallen. Veji stand Fidenae zur Seite, und der König von Alba Longa versprach den beiden, in der Schlacht zu ihnen überzugehen. Zuerst mußte er aber mit seinem Heer Tullus Hostilius folgen. Während des Kampfes blieb der König von Alba Longa tatenlos. Er wartete ab, wer der Sieger werden würde, um diesem dann im letzten Augenblick zuzufallen. Die Römer siegten, und der König von Alba Longa versäumte nicht, Tullus Hostilius mit

herzlichen Worten zu beglückwünschen. Tullus Hostilius war freundlich zu ihm, obwohl er die Treulosigkeit bemerkt hatte, und bestellte beide Heere für den kommenden Tag zu einer großen Siegesfeier. Zuerst rückten die Albaner auf das Feld, auf dem das Fest begangen werden sollte, und natürlich kamen sie ohne Waffen. Kaum waren sie an Ort und Stelle, rückten die römischen Legionen heran und umstellten, in Waffen starrend, die Bundesgenossen.

Tullus Hostilius trat vor und beschuldigte die Albaner des Verrats. Der König von Alba Longa wurde zwischen zwei Wagen gebunden, deren Lenker die Pferde nach entgegengesetzten Richtungen trieben, so daß der Unglückliche lebendigen Leibes zerrissen wurde. Die Stadt Alba Longa wurde zerstört und dem Erdboden gleichgemacht. Ihre Bewohner wurden nach Rom ausgesiedelt, wo ihnen der CaeliusHügel als Wohnsitz zugewiesen wurde.

Die letzten Jahre des Tullus Hostilius waren von Unheil überschattet. In den Albanerbergen regnete es Steine, und eine Seuche brach aus. Aus dem heiligen Hain erklang eine dumpfe Stimme, die über die Vernachlässigung der Tempeldienste und der Götter klagte. Tullus selbst ergab sich Aberglauben und Zauberei. Als er versuchte, Jupiter vom Himmel auf die Erde und nach Rom zu bannen, fuhr der empörte Gott in einem Blitzstrahl herab und verbrannte den König samt seinem Hause.

Ancus Marcius und Tarquinius Priscus

Vierter König Roms und Nachfolger des Tullus Hostilius wurde Ancus Marcius. Er gründete Ostia als Hafenstadt Roms an der Mündung des Tiber und bebaute den Hügel, der Aventin heißt. Hier siedelte er alle Bewohner der Landstädte an, die nun den Gesamtnamen die Plebs, die Plebejer, bekamen. Sie hatten im Gegensatz zu den Patriziern, den Nachkommen der alten Bürger Roms, keine Rechte und schon gar nicht Anteil an der Verwaltung des Staates und der Stadt.

Während der Regierungszeit des Ancus Marcius kam ein seltsamer Mann nach Rom. Er war in Korinth geboren, hatte aber, man weiß nicht warum, aus der Heimat fliehen müssen. Zunächst war er nach der etruskischen Stadt Tarquinii gegangen und hatte dort den etruskischen Namen

Lukumo angenommen. Von Hause aus reich und vom Glück begünstigt, hatte er in Tarquinii die Gunst einer reichen und der Weissagung kundigen Etruskerin gewonnen. Sie hieß Tanaquil. Aber trotz dieser Ehe, trotz seines neuen Namens und trotz seiner Reichtümer galt er in Tarquinii immer noch als Ausländer und konnte deshalb keine Ehrenstelle erlangen. Das verdroß Lukumo ebenso wie Tanaquil, denn beide waren sehr ehrgeizig und ruhmsüchtig.

Darum beschlossen sie, Etrurien zu verlassen und nach Rom auszuwandern, wo schon so mancher reiche Abenteurer zu Glück und Ansehen gelangt war. Auf der Reise schwang sich plötzlich mit mächtigem Flügelschlag ein Adler aus den Lüften herab und ergriff mit seinen Fängen Lukumos Hut. Die Reisenden waren noch starr vor Schrecken, als der Adler erneut heranflog und Lukumo den Hut zurückbrachte. Das ist ein glückliches Vorzeichen!“ rief Tanaquil. „Hier in diesem Lande, in der Stadt, die vor uns liegt, wirst du der Herrscher sein!“ Vergnügt zogen sie ihres Weges und kamen nach Rom. Es dauerte nicht lange, da hatte Lukumo, der sich nun Lucius Tarquinius nannte, durch seinen Reichtum und durch seine Geschicklichkeit höchstes Ansehen bei seinen neuen Mitbürgern gewonnen. Bald war er auch Freund und Ratgeber des Königs geworden. Und als Ancus Marcius seinen Tod nahen fühlte, bestellte er Tarquinius zum Vormund seiner beiden Söhne, die noch Knaben waren.

Der König starb. Es kam der Tag, an dem sich Volk und Senat versammelten, um den Nachfolger zu wählen.. Niemand zweifelte, daß es einer der Söhne des alten Königs sein werde. Aber die Söhne waren nicht anwesend, denn Tarquinius hatte sie auf die Jagd geschickt. An ihrer Stelle trat nun Tarquinius selbst vor das Volk. Er sprach von dem Kindesalter der Königssöhne, von seiner Vormundschaft, von den vielen Wohltaten, die er den Römern erwiesen hatte. Noch viel mehr Wohltaten würde er dem Volke aber zukommen lassen, wenn es ihn zum König wähle. So wurde Tarquinius König von Rom, später erhielt er den Beinamen Priscus. Sein erster Gedanke war, die Macht Roms und damit seine eigene Macht zu erweitern. Noch immer reichten Roms Grenzen nur ein paar Stunden weit, denn außer den Landstädten der nächsten Umgebung hatte es noch nichts erobert. Im Nordosten wohnte das Volk der Sabiner, im Südosten das der Latiner, und beide waren frei und selbständige. Sie zu unterjochen

war Tarquinius' Ziel. Das hieß also wieder: Krieg. Das hieß: Das Heer mußte vergrößert werden.

Tarquinius dachte zunächst mit der Reiterei zu beginnen, denn die bisherigen drei Centurien, Hundertschaften, schienen ihm zu wenig. Er wollte sie auf sechs erweitern. Aber bei diesem Vorhaben stieß er auf Widerstand. Der Augur Attus Navius, einer der Priester, die den Willen der Götter aus dem Vogelflug zu erforschen vorgaben, sagte nämlich: „Das geht nicht an. Die bisherige Zahl ist durch frühere Auguren festgesetzt und darf nicht verändert werden.“

Tarquinius hielt nicht viel von den römischen Priestern und ihren Wahrsagungen. Deshalb sah er eine günstige Gelegenheit, die Kunst der Zeichendeuter lächerlich und damit den Einspruch des Attus Navius wirkungslos zu machen.

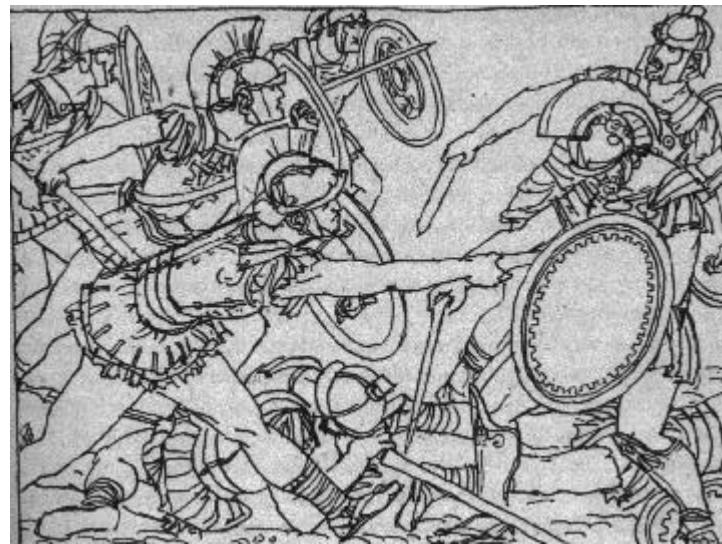
„Ist es dir möglich, das zu tun, was ich im Augenblick denke?“ fragte er höhnisch. Der Augur befragte die Götter und antwortete: „Ja.“

„Nun gut“, erwiderte der König, überzeugt, daß er etwas Unmögliches fordere.

„Dann zerschneide einen Kieselstein mit einem Schermesser!“

Der Augur hob einen Stein vom Boden auf und schnitt ihn tatsächlich zum größten Erstaunen aller Zuschauer mit dem schnell herbeigeholten Messer mitten durch. Tarquinius war besiegt, und das Ansehen der Auguren wuchs, obwohl nicht nur der König, sondern auch zahllose andere Menschen sie nach wie vor für Betrüger hielten. Im übrigen verzichtete Tarquinius durchaus nicht auf sein Vorhaben. Er ließ es bei den alten drei Centurien, aber er verdoppelte einfach die Anzahl der Pferde und Reiter in jeder einzelnen.

So begann er seine Kriege gegen die Sabiner und Latiner, aus denen er siegreich heimkehrte. Aus der reichen Beute ließ er eine Backsteinmauer um die Stadt bauen, das Forum, den Platz der Volksversammlungen, mit Laubenhallen umgeben und den Circus Maximus errichten.



Servius Tullius

Während des Krieges gegen die Sabiner wurde auch die Stadt Corniculum erobert und zerstört. Unter vielen anderen kam die Frau des im Kampfe umgekommenen Bürgers Tullius als Gefangene nach Rom. Wegen ihres vornehmen Standes und ihrer Schönheit wurde sie in das Haus des Königs gebracht, wo sie bald die Freundschaft der Königin Tanaquil gewann. Nach einigen Monaten brachte sie einen Sohn zur Welt, der Servius Tullius genannt wurde. Einmal war er in der Vorhalle der Burg eingeschlafen. Plötzlich bemerkten die Diener, wie aus seinem Haupte Flammen schlugten und wie die Haare Feuer zu fangen schienen. „Hilfe, Hilfe!“ riefen sie, „bringt Wasser herbei, ehe der Knabe einen fürchterlichen Feuertod stirbt!“ Auf das laute Geschrei hin stürzten Leute von allen Seiten mit Eimern herbei. Sogar das Königspaar eilte in die Vorhalle, um die Ursache des Lärms zu ergründen. Doch der Knabe schlief ganz ruhig und schien nicht den geringsten

Schmerz zu empfinden. Daran erkannte die Königin ein himmlisches Zeichen.
„Haltet ein und laßt die Wassereimer stehen“, befahl sie den Dienstboten. „Das ist ein göttlicher Brand. Den dürfen wir nicht löschen und den Knaben durch unser Geschrei wecken. Entweder ist er der Sohn eines Gottes, oder eine Gottheit verleiht ihm besonderen Schutz.“

Als der Knabe kurze Zeit später erwachte, verschwanden sofort die Flammen. Da sahen die Umstehenden mit großem Staunen, daß kein Haar von den Flammen verzehrt war. Feierlich sagte die Königin: „Dieser Knabe ist von den Göttern für eine große Aufgabe vorgesehen. Deswegen werden wir ihn wie einen unserer Söhne erziehen, zum Wohle und zum Glück für unser Land.“

Diesen Vorschlag der Königin fand auch der König richtig, und von nun an lebte Servius Tullius in der engsten Umgebung des Königs.

Als er herangewachsen war, bewies er auf dem Schlachtfeld seine Tapferkeit, und auch bei Beratungen und Beschlüssen zeigte er großes Verständnis für die Staatsverwaltung. Deswegen machte der König ihn zu seinem Ratgeber. Weil seine eigenen zwei Söhne noch minderjährig waren, ließ er Servius Tullius mitregieren und gab ihm seine Tochter zur Frau. Als der König Tarquinius vor langen Jahren zur Macht gekommen war, hatte er dabei die beiden Söhne seines Vorgängers von der Nachfolge verdrängt. Diese Zurücksetzung hatten sie Tarquinius nie vergessen, und die ganze Zeit hindurch hofften sie, nach seinem Tod doch noch den Thron besteigen zu können. Aber nun schien es, daß Servius Tullius Nachfolger des Königs werden würde. Da faßten die Brüder den Beschuß, den König zu ermorden. Es fanden sich auch zwei Männer, den Mord zu vollbringen. Als Hirten verkleidet, gingen sie in den Palast, als ob sie schnurstracks von der Arbeit kämen, die Äxte noch in den Händen. Laut schrien sie, der König selbst müßte ihren Streit schlichten. Tarquinius ließ sie zu sich bringen und fragte, worüber sie stritten.

Gleichzeitig schrien die beiden los, so daß der König kein Wort verstand. „Einer soll nach dem anderen reden!“ befahl er und winkte dem Älteren zu beginnen. Als dieser nun den Grund des vorgeblichen Streites erzählte, und der König sich ihm zuwandte, hob der andere die Axt und zerschmetterte dem Tarquinius den Schädel. Eilig flohen die Mörder. Aber obwohl die Tat vollbracht war, erreichten die Söhne des früheren

Königs ihr Ziel nicht. Sie hatten in, ihrer Rechnung die Tatkraft und Herrschaftsucht der Königin Tanaquil vergessen. Kaum lag Tarquinius in seinem Blute, ließ die Königin die Burgtore verschließen und beriet sich mit Servius Tullius, den sie als Nachfolger ihres Gatten und als ihr Werkzeug ausersehen hatte. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln drang das Gerücht vom Tode des Königs in die Stadt, und in dichten Scharen strömte das Volk vor die Burg, die Wahrheit zu erfragen. Da trat Tanaquil an ein Fenster und rief: „Man hat euch schändlich belogen, Römer! Euer König ist nicht tot, sondern nur verwundet. Solange er auf dem Krankenbett liegt, soll nach seinem Befehl Servius Tullius die Staatsgeschäfte führen. Geht also ruhig nach Hause zurück und befolgt seine Anordnungen.“ Mit dieser Lüge wollte sie erreichen, daß sich das Volk an die Herrschaft des Servius Tullius gewöhnte und ihn später als König anerkannte. Die Römer nahmen die Mitteilung der Königin ohne Widerspruch oder Erstaunen auf, denn Servius Tullius hatte den König schon oft vertreten. Von nun an erschien er, mit dem Königsmantel angetan, bei den Gerichtsverhandlungen, fällte Entscheidungen oder vertagte sie, um, wie er vorgab, erst mit dem König zu sprechen. Damit verschaffte er sich Zeit, seine Macht zu festigen. Erst als er sich überzeugt hatte, daß die Römer ihm zugetan waren, wurde der Tod des Königs bekanntgegeben. Einmütig wählte das Volk Servius Tullius zum neuen König, und so wurde der Sohn einer Gefangenen Beherrschter Roms. Glücklicherweise starb Tanaquil bald, so daß Servius Tullius herrschen konnte, wie er es für richtig hielt, in Gerechtigkeit und ohne Arglist und Trug. Er haßte den Krieg. Seine Regierung strahlte Güte aus, und das Volk nannte ihn den Wohltäter Roms. Zunächst verband er alle sieben Hügel Roms zu einer Einheit und befestigte die Stadt durch einen Erdwall, einen tiefen Graben und eine starke Mauer. Er vollendete auch den Ausbau der Stadt und gab ihr durch prächtige Bauten Glanz.

Mit den Latinern versuchte Servius Tullius, in Güte und Frieden auszukommen. Er schloß mit ihren Städten Bündnisse, fortan nahm er an den latinischen und die Latiner an den römischen Ratsversammlungen teil, so daß sie keine Geheimnisse voreinander hatten und alle entscheidenden Dinge gemeinsam beschlossen. Auch das große jährliche Fest der Diana auf dem Aventinus feierten beide Völker fortan gemeinsam.

Dabei geschah es, daß die spätere Unterwerfung der Latiner vorbereitet wurde. In einer latinischen Stadt war nämlich ein Stier von besonderer Größe und auserlesener Schönheit aufgewachsen, der allgemein bewundert wurde. Ein Priester und Wahrsager der Stadt sprach nun folgenden Orakelspruch: „Wer dieses Tier im Tempel der Diana schlachtet, verschafft damit seinem Volk die Oberherrschaft über das gesamte Gebiet.“

Als das Fest Dianas nahte, machte sich der Besitzer des prächtigen Tieres mit ihm auf den Weg nach Rom. „Wenn ich den Stier opfere“, sagte er sich, „werden wir über die Römer herrschen, wie es uns zukommt, denn im Grunde sind die Römer nur fremde Emporkömmlinge.“

Die Weissagung des latinischen Priesters war einem römischen Augur zu Ohren gekommen. Sofort hatte er mit seinen Freunden beschlossen, durch Trug das Orakel zu Roms Gunsten zu wenden. Als nun der Latiner mit dem Tier an das Tempeltor kam, trat ihm ein Priester entgegen und fragte ihn nach dem Zweck seines Kommens. „Sehr, schön, mein Freund“, antwortete er dem Latiner. „Gewiß wird die Göttin dein herrliches Opfer mit Freuden annehmen. Aber sieh, du bist staubig vom weitem Weg, und niemand darf sich dem Altar der Göttin schmutzig nähern. Gehe also und bade dich in fließendem Wasser. Der Tiberstrom ist ja nicht weit. Indessen binde den Opferstier an der Pforte an.“

Der Mann tat, wie ihm geheißen, aber kaum war er verschwunden, so führte der Römer den Stier an den Altar und schlachtete ihn, zur Erhöhung von Roms Macht und Ehre. Als der Latiner zurückkam, brach er in lautes Wehklagen über den verlorenen Stier und die drohende Niederlage der latinischen Städte aus.

Servius Tullius aber dachte nicht an Macht. Er wollte nicht mehren, sondern erhalten, nicht zerstören, sondern aufbauen. Deshalb widmete er sein ganzes Leben der Ordnung der inneren Angelegenheiten. Eine neue Verfassung war sein Hauptwerk. So wie die Mauern den äußeren, so vollendete die Verfassung den inneren Aufbau Roms. Das römische Volk erhielt eine neue Gliederung mit einer gerechteren Ordnung; die bisherigen Unterschiede zwischen Patriziern und Plebejern verschwanden. Das öffentliche Recht kannte von nun an keine begünstigte Klasse mehr. Trotz des großen Widerstandes der Patrizier setzten sich schließlich die Neuerungen durch. Das römische Volk

aber liebte und verehrte seinen König, der zum wahren Begründer des römischen Staatswesens geworden war. Doch der verdienstvolle König fand ein furchtbare Ende. Als er vor Jahren die Königsherrschaft übernommen hatte, waren die Söhne des Tatquinus noch Knaben gewesen. Jetzt, zu Männern herangewachsen, zeigten sie eine sehr unterschiedliche Gemütsart. Der eine, Lucius Tarquinius, war roh und herrschsüchtig geartet, sein Bruder Aruns dagegen sanftmütig. Ebenso wie die Söhne des Tarquinus hatten die beiden Töchter des Königs Servius Tullius, die jüngere und die ältere Tullia, einen unterschiedlichen Charakter.

Um Gut und Böse auszugleichen, hatte Servius Tullius seine gutmütige Tochter, die ältere Tullia, dem gewalttätigen Lucius vermählt, die herrschsüchtige jüngere Tullia dem sanfmütigen Aruns.

Doch allzubald mußte der König erkennen, daß seine Hoffnungen fehlgeschlagen waren. Der rachsüchtige Lucius tat sich mit der ehrgeizigen jüngeren Tullia zu einem furchtbaren Verbrechen zusammen. Er tötete seine Frau, die jüngere Tullia ihren Mann. Nach dieser Bluttat heirateten sie sich. Ihre Absicht war, nun den König vom Thron zu stürzen, um selber zur Herrschaft zu gelangen. Mit Geschenken und Versprechungen zogen sie einen großen Teil der Patrizier, die Servius Tullius wegen der Minderung ihrer Macht haßten, auf ihre Seite.

Als er die Zeit für reif hielt, eilte Lucius Tarquinius im königlichen Schmuck auf das Forum und rief die Senatoren zur Ratsversammlung. Frech setzte er sich auf den Königsstuhl und gab sich als neuen König aus. Die Senatoren und Patrizier jubelten ihm zu und riefen: „Hoch lebe der König Tarquinius!“

Sobald Servius Tullius von diesen Vorgängen vernahm, eilte er in die Versammlung. Zornig rief er Tarquinius zu: „Verlasse sofort den Thron, der dir nicht zusteht! Du hast nicht das Recht, die Versammlung zu leiten und die Väter einzuberufen. Noch bin ich König, und du mußt dich mir fügen!“

„Ich habe mir die Macht, um die du mich betrogen hast, selbst verschafft!“ erwiderte Tarquinius. „Dir, dem Sohn einer Sklavin, wird Rom nicht länger Vertrauen schenken.“ Empört über diese Anmaßung, stürzte sich der König auf den Thron, um den umverschämten Frevler vom Sitz zu stoßen. Aber der jugendlichen

Kraft des Tarquinius war der alte König nicht mehr gewachsen. Er stürzte rücklings die Stufen hinunter. Blutüberströmt wandte er sich zur Flucht, um wenigstens sein Leben zu retten. Aber bald hatten ihn die Anhänger des Tarquinius eingeholt und getötet. Die Leiche blieb auf der Straße liegen. Zu dieser Zeit fuhr Tullia, die Frau des Tarquinius; auf einem Wagen zum Forum, um ihren Gemahl als König zu begrüßen. Plötzlich scheuteten die Pferde, denn quer über die Straße lag die Leiche ihres Vaters. Herzlos befahl die Tochter, über den Leichnam hinwegzufahren. Die Straße, in der dies geschehen war, hieß von da an die Frevelgasse.

Tarquinius Superbus

Mit roher Gewalt war der König Tarquinius auf den Thron gekommen. Erschüttert durch die Verdorbenheit seines neuen Regenten, fürchtete sich das Volk vor der kommenden Regierungszeit. Aber Tarquinius vermißte die Ehrfurcht und das Vertrauen der Bürger nicht. Mit Stolz trug er den Namen, den das Volk ihm beigelegt hatte: Superbus, das heißt der Stolze. Er wußte, daß ihm das Volk statt Liebe Haß entgegenbrachte. Aus diesem Grunde errichtete der neue König eine Herrschaft, die seine Untergebenen mit Gewalt gefügig machen sollte. Weder vom Volk noch vom Senat ließ er sich in seiner Würde bestätigen. Da er viele Feinde im eigenen Land zu fürchten hatte, erkaufte er sich eine Leibgarde von Söldnern. Sie wurden willige Werkzeuge seiner grausamen Befehle. Was die Könige vor ihm dem Volk an Rechten eingeräumt hatten, wurde von ihm aufgehoben. Nicht einmal die verbrieften Gesetze sollten weiterhin Anwendung finden. Die Gesetztafeln ließ er zerschlagen. Er leitete die Gerichtsverhandlungen und entschied über Krieg und Frieden. Was das Stieropfer im Dianatempel angekündigt hatte, wurde unter ihm Wirklichkeit: Tarquinius unterwarf die latinischen Staaten. Große Erbitterung und Unzufriedenheit erfaßte die Bürger Roms, doch den herzlosen König rührten die Gefühle seines Volkes nicht. Im Gegenteil, noch drohender wurde seine Haltung, und immer mehr Unzufriedene ließ er hinrichten. Die letzten Jahre der Königszeit brachten Rom noch einmal viel Leid und Unsicherheit.

Der König hatte ein Gesetz erlassen, wonach Zusammenkünfte und Festlichkeiten unter Strafe verboten waren. Wer aber seine Mitmenschen als Feinde des Staates anzeigte, erhielt eine Belohnung. Daher war das allgemeine Mißtrauen groß. Niemand wußte, ob nicht sein Nachbar, sein Verwandter oder sein Freund ein vom König angeworbener Spion war. Es kam so weit, daß die Einwohner ängstlich vor dem kalten Blick des Tyrannen in ihre Häuser flohen, sobald er sich, von seiner Leibwache umgeben, auf der Straße zeigte. Das war in Rom noch nie vorgekommen. Auch der einst so wichtige Senat herrschte nicht mehr. Denn Tarquinius ließ die Stellen der ums Leben gekommenen Senatoren unbesetzt und verringerte dadurch ihre Zahl bis zur Bedeutungslosigkeit. Tarquinius bedrängte nicht nur das Volk, sondern auch die Patrizier, ganz gleich, ob sie sich vorher mit ihm verbündet hatten oder nicht. Auf welche Weise er die latinischen Städte zum Gehorsam und zur Unterwerfung zwang, zeigt das Schicksal der Stadt Gabii. Diese Stadt hatte es gewagt, den Weisungen Roms nicht zu folgen. Tarquinius rückte mit einem großen Heer vor die Stadt und bestürmte sie. Aber alle Angriffe blieben erfolglos. Da versuchte er auf eine andere Art in den Besitz der Stadt zu kommen. Um den Anschein zu erwecken, als gäbe er den aussichtslosen Kampf auf, zog der König mit seinem Heer nach Rom zurück. Kurz nach dem Abzug der Römer fanden die Einwohner von Gabii vor den Toren der Stadt einen römischen Flüchtling, in dem sie zu ihrem Erstaunen Sextus, den jüngsten Sohn des Königs Tarquinius, erkannten. Zur Begründung seiner Flucht zeigte er ihnen, daß er am ganzen Körper blutig geschlagen war. „Ich konnte die Mißhandlungen meines Vaters nicht mehr ertragen“, sagte er. „Gewährt mir unglücklichem Flüchtling Unterkunft, damit die Schergen des Tyrannen mich nicht finden.“ Die Leute von Gabii mißtrauten seinen Worten, weil er der Sohn ihres Todfeindes war. „Ihr glaubt, tapfere Männer, daß ich nicht die Wahrheit spreche?“ fuhr der Flüchtling fort. „Nun, dann will ich zu anderen Stämmen, gehen und dort Schutz suchen. Vergeßt aber nie, daß ihr einen Schutzflehdenden abgewiesen habt!“ Als er sich nun wirklich anschickte, wieder fortzugehen, glaubten ihm die Gabiner und nahmen den Sohn des Tyrannen in ihre Stadt auf. Und damit begann der verräterische Plan, den Vater und Sohn genau besprochen hatten, Wirklichkeit zu werden.



Anfangs benahm sich der Flüchtlings zurückhaltend und mischte sich nicht in das politische Leben der Stadt ein. Aber durch seine Kraft und Stärke gelang es ihm, die Achtung und Zuneigung vieler junger Leute zu gewinnen. Jetzt schon etwas sicherer, tat er sich öffentlich als Gegner der Römer hervor, hetzte zum Krieg gegen Rom und überfiel auf Streifzügen immer in Übereinstimmung mit seinem Vater - kleinere Abteilungen römischer Soldaten.

So geschah es, daß ihm die Leute von Gabii mehr und mehr Vertrauen schenkten und ihm schließlich sogar den Oberbefehl über Heer und Stadt . Nun hatte Sextus Tarquinius erreicht, was sein Ziel war. Er hatte Gabii, das sein Vater nicht erobern konnte, durch Betrug wehrlos gemacht. Mit dieser Nachricht schickte Sextus einen Boten zu seinem Vater, der diesen empfing, als er gerade allein im Garten spazierenging. „Dein Sohn ist Herr in Gabii, König“, sagte der Bote. „Er läßt dich fragen, was er nun tun soll.“

König Tarquinius ging, ohne ein Wort zu sagen, mit dem Boten zu einem Beet, auf dem Mohn in großen Kapseln reifte. Noch immer wortlos, hob der König seinen Stab und schlug, sorgsam prüfend, die größten und hochragendsten Kapseln ab, eine nach der anderen. „Geh zu meinem Sohn“, sagte er dann, „und erzähle, was du gesehen hast.“ Sextus Tarquinius verstand den Rat seines Vaters und begann die mächtigsten und einflußreichsten Bürger Gabüs zu beseitigen, durch Mord, falsche Anklagen, Verleumdungen und durch Verbannung. Das Volk aber suchte er dadurch für sich zu gewinnen, daß er ihm den Besitz der Beseitigten überließ. Als kein Widerstand mehr zu befürchten war, übergab er die Stadt seinem Vater. Ohne Kampf zog Tarquinius in die Stadt ein und rächte sich grausam für den früheren Mißerfolg. Hier trieb er es noch schlimmer als in Rom. Der Sohn aber blieb als Verwalter des Königs in der Stadt. Jetzt war Rom die größte Macht in Mittelitalien. Das sollte nach dem Willen des Tarquinius auch im Aussehen der Stadt zur Geltung kommen. Als eine Herrscherin mußte sie durch große und kostbare Bauten glänzen. So ließ Tarquinius zunächst den Circus ausbauen und danach das System, der unterirdischen Abflußgräben durch den Bau der Cloaca Maxima - des Hauptgrabens - vollenden. Dadurch wurden die Niederungen in Rom, vor allem das Forum, trockengelegt. Schließlich ging Tarquinius daran, den von seinem Vater begonnenen Bau des Jupitertempels weiterzuführen.

Als bei den Ausschachtungsarbeiten der Grund schon einige Fuß tief ausgehoben war, fand man zwischen dem Gestein ein Menschenhaupt, von Blut überronnen, aber sonst heil und ganz. Der Schrecken war groß, doch dann sagte man sich, daß dieser Fund etwas zu bedeuten hatte. Ein berühmter etruskischer Seher wurde befragt. Er antwortete: „In alten Orakelsprüchen ist dieser Kopf schön gedeutet. Wo er gefunden wird, von dort soll die Weltherrschaft, ausgehen.“ Die Freude darüber war in Rom sehr groß, und fortan galt der riesige Tempel des Jupiter als Symbol der römischen Macht. Der Hügel aber, auf dem er stand, empfing den Namen Capitolium, denn im Lateinischen heißt Kopf caput.

Trotz aller Erfolge Roms herrschte Tarquinius auch weiterhin grausam und rücksichtslos. Aus Habgier ließ er fast alle seine Verwandten und auch reiche Bürger umbringen. Einer von ihnen, Junius mit Namen, konnte sich diesem Schicksal nur entziehen, indem er sich schwachsinnig stellte. Daher

nannte Tarquinius ihn Brutus, was soviel wie Trottel heißt, er verschonte ihn nicht nur, sondern nahm ihn sogar als Spaßmacher an seinen Hof. Zu dieser Zeit geschah es, daß Tarquinius in Angst geriet. Aus dem Altar der königlichen Familie war nämlich eine Schlange hervorgekrochen und hatte das Opfer aufgefressen. Kein römischer oder etruskischer Seher wußte dieses Zeichen zu deuten. Deshalb schickte der König eine Gesandtschaft an das Orakel in Delphi, das dafür bekannt war, dass es auch die schwierigsten Fragen beantworten konnte. Die Gesandtschaft bestand aus seinen Söhnen Titus und Aruns sowie aus Junius Brutus. Das Orakel sagte ihnen, Tarquinius würde bald die Herrschaft über Rom verlieren. Nun wurden die drei Jünglinge neugierig, ihre eigene Zukunft zu erkunden.

„Wer von euch dreien zuerst seine Mutter küssen wird“, so lautete die Antwort, „erlangt nach Tarquinius die höchste Herrschaft über Rom.“ Froh hörten das die Söhne des Tarquinius, denn da des Brutus Mutter umgebracht war, mußte die Weissagung ihnen allein gelten. Sie beschlossen, bei der Heimkehr die Mutter gleichzeitig zu umarmen, damit sie nach des Vaters Tode vereint herrschten. Brutus dagegen faßte den Spruch ganz anders auf. Kaum daß ihr Schiff in Ostia gelandet und sie an Land gestiegen waren, tat er, als wäre er über einen Stein gestolpert, fiel auf die Erde und küßte sie als die Mutter alles Lebens, als die Heimat. Der König war über die Antwort des Orakels sehr betrübt, aber er tröstete sich damit, daß ja seine Söhne nach ihm zur Herrschaft gelangen würden.

Die Sibyllinischen Bücher

Es war an einem schönen Spätherbstabend. König Tarquinus war gerade von einem Ausritt zurückgekehrt, als ihm gemeldet wurde, daß eine alte Frau ihn zu sprechen wünsche. Ärgerlich befahl er, sie fortzuschicken. Er wollte von Bittstellern, und dafür hielt er die alte Frau, nicht gestört werden.

Bald darauf kehrte der Diener wieder zurück und sagte zum König:
„Die Alte läßt sich nicht abweisen und meint, sie habe dir etwas Wichtiges mitzuteilen, was für das Glück des Volkes von großer Bedeutung sei.“

„Dann wollen wir sehen, was für Nachrichten sie bringt. Wenn sie es aber wagen sollte, mich mit Nichtigkeiten aufzuhalten, wird sie ihre Frechheit mit dem Leben bezahlen. Führe sie zu mir!“ Erstaunt blickte der König auf die Frau, die, gebückt und auf einen Stock gestützt hereinkam. Sie sah aus, als wäre sie viele hundert Jahre alt, aber doch ging, eine große Hoheit von ihr aus. Unter ihrem linken Arm trug sie neun Buchrollen. „Was für Nachrichten bringst du mir, daß du mich zu so ungewöhnlicher Stunde aufsuchst?“ fragte der König barsch. „Ich biete dir diese heiligen Bücher an und rate dir dringend, sie zu kaufen!“ Nach dem Preis befragt, nannte sie eine ungeheure Summe. Spöttisch lachte Tarquinius. „Wenn es weiter nichts ist, dann packe deine Bücher schnell wieder ein und verlasse meinen Palast, damit es dir nicht übel ergehe. Ich brauche deine Bücher nicht.“ Da nahm die Alte drei der Rollen und warf sie vor den Augen des Königs ins Feuer.

„Nun biete ich dir diese sechs übrigen Rollen zum Kauf an. Wenn du abermals ablehnst, wirst du es noch bitter bereuen“, sagte die Alte. Halb widerwillig entgegnete der König: „Und was sollen sie kosten?“ „Genausoviel wie erst die neun“ antwortete die Alte. Da wurde der König zornig, Er drohte ihr, sie mit Gewalt hinaus bringen zu lassen oder in den Kerker zu werfen. Aber keine Drohung konnte die alte Frau schrecken. Wiederum nahm sie drei Rollen und über gab sie den Flammen. Nun hielt sie nur noch die letzten drei auf ihrem Arm. Lange und bedeutungsvoll sah sie den König an. „Überlege gut“, sagte die Frau zu ihm, „ich biete dir auch diese letzten Bücher an, für dieselbe Summe, die erst alle neun kosteten. Lehnst du wieder ab, dann werde ich auch sie ins Feuer werfen und deinen Palast verlassen. Aber hüte dich und denke zuvor gut über meine Worte nach!“ Dieses sonderbare Verhalten und die funkeln den Augen der Alten machten den König unsicher. Sollten denn diese Roben wirklich so wertvoll sein? Er rief die Auguren. Die Alte gestattete ihnen einen, aber nur einen Blick in eines der Bücher. Sie erblaßten und riefen dem König zu: „Kaufe sie! Um jeden Preis!“ Darauf gab er der Alten den geforderten Betrag, aber bevor er sie entlassen konnte, verschwand sie vor aller Augen. Nun wurde ein Rat von Priestern und gelehrten Männern einberufen,

die die drei Buchrollen prüfen sollten. Der Inhalt bestand aus Weissagungen und Orakelsprüchen von höchstem Wert und größter Bedeutung für die nähere Zukunft. Die fernere war wohl in den sechs Rollen enthalten gewesen, die die Alte verbrannt hatte. Diese Frau stellte sich später heraus, war eine Sibylle gewesen, eine Wahrsagerin, die in Curnae nahe bei Neapel in einer Grotte lebte und die Zukunft voraussagte. Nach ihr wurden die drei Bücher die Sibyllinischen Bücher genannt. Sie wurden fortan in einem bleiernen Kasten und in einem unterirdischen Gewölbe des Jupitertempels auf dem Kapitol verwahrt und zwei Priester ausschließlich mit ihrer Betreuung beauftragt. In Zeiten der Gefahr und des Zweifels wurden sie von einem Rat eingesehen und aus den Prophezeiungen und Ratschlägen die Weisungen der Götter eingeholt.

Lucretia

Während der Kämpfe um die Macht in Mittelitalien griff Tarquinius Superbus auch die Stadt der Rutuler, Ardea, an. Doch so leicht, wie er es sich vorgestellt hatte, konnte die Stadt nicht bezwungen werden. Aus dem Feldzug wurde eine lange Belagerung. Die römischen Soldaten verbrachten so eine müßige Zeit vor den Mauern der Stadt. Auch die Söhne des Königs nahmen an diesem Kriegszug teil. Sie vertrieben sich die Langeweile mit Spielen und Trinkgelagen. An einem Tage saßen sie und ein Verwandter der königlichen Familie, Lucius Collatinus, wieder einmal fröhlich beisammen. Da kam das Gespräch darauf, welche der drei Ehefrauen wohl das meiste Lob verdiente.

„Meine arme Frau, sie denkt jetzt sicherlich an mich und sitzt trübselig, und allein in meinem Haus“, sagte ein Königsohn.

„Ja, bei mir wird es ähnlich sein. Denn ich habe die bescheidenste und arbeitsamste Ehefrau, die es gibt“, so wollte der zweite Sohn seinen Bruder übertreffen. „Wenn ich im Kriege bin, arbeitet meine Frau vor lauter Gram über unsere Trennung bis spät in die Nacht hinein und bleibt allen Festen fern“, sagte wieder der erste. So stritten, sie hin und her, und jeder hielt seine Frau für die beste. Der Streit wurde immer heftiger, fast hätten die Brüder sich geschlagen.

Da sprach Collatinus: „Warum streiten wir uns hier? Nur Tatsachen können überzeugen. Reiten wir nach Rom und besuchen dort überraschend unsere Frauen. Und da ich überzeugt bin, daß meine Frau Lucretia die beste Ehefrau ist, werden wir auch nach Collatia reiten und auch sie überraschen!“ Sie bestiegen ihre Pferde und ritten mit großer Eile fort. Nach wenigen Stunden waren sie in Rom. Aber die Frauen der Tarquinier saßen durchaus nicht einsam bei der Arbeit, sondern sie vergnügten sich über die Maßen auf einem ausgelassenen Fest. Die Enttäuschung und die Beschämung der Männer waren groß. Nur Collatinus freute sich über den gestraften Hochmut der Königssöhne. Man ritt sogleich weiter nach Collatia. Leise begaben sich die Männer in das Haus, und mit stolzem Lächeln konnte Collatinus den Spähern seine Gattin Lucretia zeigen, wie sie und ihre Mägde zu so später Stunde noch am Spinnrad und am Webstuhl saßen: „Glaubt ihr nun, daß ich mich auf meine Frau verlassen kann? Sie ist niemals müßig und sollte euren Frauen zum Vorbild dienen!“ Lucretia war sehr schön, und ihre Treue wurde weit und breit gerühmt. Die Schönheit nun stach dem jüngsten Königsohn Sextus mächtig ins Auge, die Treue dagegen verdroß ihn sehr. Es war ihm klar, daß er Lucretia nicht würde verführen können. Daher faßte er einen schändlichen Entschluß. Einige Tage nach dem gemeinsamen Besuch überzeugte sich Sextus, daß Collatinus im Lager war. Schnurstracks ritt er nach Collatia, spielte Lucretia große Übermüdung vor und bat, übernachten zu dürfen. Selbstverständlich nahm Lucretia den Verwandten ihres Mannes gastlich auf. Aber in der Nacht, als alle zur Ruhe gegangen waren, schlich sich Sextus in ihr Zimmer und nahm mit roher Gewalt, was gütlich nicht zu erreichen war. Kaum hatte der Königsohn das Haus verlassen, schickte Lucretia Boten zu ihrem Mann und ihrem Vater. Sie sollten sofort mit einem Zeugen zu ihr kommen, ließ sie sagen. Collatinus war sehr beunruhigt über diese Bitte, und da er gerade mit Brutus zusammen war, nahm er diesen als Zeugen mit. In Collatia fanden sie Lucretia weinend und mit Trauerkleidern angetan in ihrem Zimmer. Bestürzt drängte ihr Mann sie zu erzählen, was vorgefallen war. Und dann erfuhren sie die schreckliche Tat des Königssohnes. „Schwört mir, den gemeinen Verbrecher zu strafen, der mir soviel Schande angetan hat und der eine schutzlose Frau auf das schwerste verletzte.“



Erbittert schworen die Männer Rache. Lucretia dankte ihnen und rief: „Nun kann ich beruhigt sterben, denn obwohl ich frei von Schuld bin, ist mir meine Ehre genommen. Ohne Ehre aber kann ich nicht länger leben!“ Mit diesen Worten zog sie einen Dolch aus dem Gewand und, erstach sich. Entsetzt schrien die Männer auf. Brutus faßte sich zuerst. Er zog den Dolch aus der Wunde und streckte ihn zum Himmel empor. „Bei dem Blute dieser ehrbaren Toten schwöre ich, Rache an dem Geschlecht der Tarquinier zu nehmen! Diese Untat wird alle Römer zu Feinden der Königsfamilie machen, und Rom soll wie vor vielen Jahren frei von der Königsherrschaft sein. Ihr aber sollt freudigen Herzens mit mir die Rache vollziehen!“ Er reichte Collatinus den Dolch, der ebenfalls den Racheschwur leistete. Auch alle anderen, die zugegen waren, verpflichteten sich mit ihrem Eid, an der Vernichtung des Tyrannen und der Seinen teilzunehmen.

Nun ließ Brutus die Leiche der Lucretia auf dem Markte ausstellen und rief die Einwohner von Collatia zur Volksversammlung. Mit harten Worten berichtete er von der ruchlosen Tat. Die Männer von Collatia ließen, ihre Waffen zu holen, und zogen, von Brutus geführt, nach Rom.

Dort war das Volk sehr bestürzt über den plötzlichen Einzug Bewaffneter und floh aus Angst vor dem entschlossenen Aussehen der Männer in die Häuser. Brutus aber schickte seine Boten in alle Teile der Stadt und ließ die Römer auf dem Forum zusammenkommen. Dann sprach er zu ihnen: „Römer, Furchtbare ist geschehen: In Übermut und Frevel hat Sextus Tarquinius die tugendhafte Frau des Collatinus in den Tod getrieben. Jetzt ist es genug mit der Tyrannei des verdorbenen Königsgeschlechts. Wir haben an der Leiche blutige Rache geschworen. Ihr, die ihr in Rom alle Grausamkeiten und Übergriffe ertragen habt, die ihr von der Ermordung des guten Königs Servius Tullius an alle Schandtaten der Tarquinier mit angesehen habt, schüttelt das Joch der Mörder und Tyrannen ab! Gebt Rom seine Freiheit wieder!“

Diese Worte entflammten bei den Bürgern den lang unterdrückten Zorn. Auch sie schworen Rache, aber dann drängten sie sich um Brutus und konnten es kaum fassen, daß der bisher verlachte Narr zum Anführer einer Umwälzung geworden war. Brutus befahl, die Stadttore zu schließen und niemandem aus der Königsfamilie Einlaß zu gewähren. „Hier in Rom hat der Tyrann geherrscht, Rom soll auch zuerst den Sturz des Königs und seiner ganzen Familie ausrufen.“

So geschah es, daß manden Tyrannen für abgesetzt erklärte. Dann zog Brutus auf einem Umweg mit seiner Schar nach Ardea, um dem Heer die Vorfälle zu erzählen und es für sich zu gewinnen. Indessen hatte Tarquinius Nachricht von dem Aufruhr erhalten und war nach Rom geeilt. Dort fand er die Tore verschlossen. Auf sein Klopfen hin zeigten sich die Männer der Besatzung, und mit Spott und Beschimpfungen verjagten sie den Tyrannen. Jetzt eilte Tarquinius zurück ins Lager vor Ardea, um wenigstens seinen Einfluß bei den Soldaten zu retten. Aber inzwischen hatte Brutus mit flammenden Worten das Heer für sich gewonnen. Haß und Drohungen empfingen Tarquinius. Nur mit Mühe entkamen er und seine Söhne dem Zorn der Soldaten. Sextus Tarquinius fiel in die Hände der Gabiner und erhielt für seine Übeltaten die gerechte Strafe.

Von Volk und Heer verlassen, floh der König mit seiner Familie nach Caere in Etrurien, in der Hoffnung, von dort aus seine Macht in Rom wiederherstellen zu können. So war die an Lucretia begangene Untat gerächt worden. Überall wurde

Brutus als Held und Befreier des Vaterlandes gefeiert. Die Königswürde schafften die Römer für immer ab, und die Flucht ihres verhaßten Tyrannen feierten sie alljährlich mit einem Fest.

Brutus und Collatinus

Nach der Vertreibung des siebenten und letzten Königs war Rom eine Republik. Die Freude des römischen Volkes über das Ende der Tyrannie war unbeschreiblich. Der Krieg gegen Ardea wurde abgebrochen, die Soldaten kehrten zurück. Wer sollte jetzt den Staat regieren? In den Volksversammlungen beriet man hin und her, viele Vorschläge der Bürger mußten geprüft werden, um eine neue Form der Regierung zu finden. Schließlich wurde beschlossen, zwei Männer zu wählen, die das Vertrauen des Volkes besaßen und sich in allen Dingen um das Vaterland verdient gemacht hatten. Diese Männer sollten den Titel Konsul erhalten. Damit sie ihre Stellung nicht mißbrauchen konnten, wurden jedes Jahr neue Wahlen durchgeführt. Groß und verantwortungsvoll waren ihre Aufgaben. Das Wohl und die Geschicke Roms lagen in ihren Händen. Neben ihrer Verantwortung für alles, was im Staat geschah, mußten sie die Volksversammlungen leiten und im Krieg den Oberbefehl über das Heer führen. Für religiöse Handlungen wählten die Römer einen besonderen Mann, den sogenannten Opferkönig, der keine politische Macht besaß und seine Stellung auf Lebenszeit innehatte. Es war der Wille des Volkes, daß diejenigen Männer die ersten Konsuln der römischen Republik würden, die sich um die Abschaffung des Königstums so verdient gemacht hatten. So wurden Brutus und Collatinus gewählt.

Zu ihren ersten Amtshandlungen gehörte es, das Volk schwören zu lassen, daß es nie wieder einen König als Herrscher über Rom dulden wollte. Jedem, der nach der Königsherrschaft strebte oder anderen dabei behilflich war, drohte die Todesstrafe. So brauchte das Volk keine Erneuerung der Tyrannie zu fürchten. Dann stellten die Konsuln die alte Verfassung des guten Königs Servius Tullius wieder her und legten für den Senat, der von nun an wieder eines der wichtigsten Organe wurde, die Mitgliederzahl von 300 Senatoren fest.

Während sich das Leben in Rom normalisierte, versuchte Tarquinius von Etrurien aus, seinen Thron wiederzugewinnen. Noch schien es ihm zu früh, Rom mit Gewalt einzunehmen. Deshalb versuchte er es, wie schon so oft, mit List und Betrug. Er gab Gesandten den Auftrag, wegen seines privaten Besitzes zu verhandeln. Ihre eigentliche Aufgabe aber war es, mit den noch in der Stadt lebenden Anhängern des Königstums Aufstand und Umsturz vorzubereiten. Vor allem konnten sich große Teile der vornehmen Jugend nicht in die strenge Ordnung der Republik einfügen. Ihnen hatte das freie, kriegerische Leben unter dem letzten König besser gefallen, ebenso der Glanz und Luxus seiner Hofhaltung. Deswegen schenkten sie den Einflüsterungen der königlichen Gesandten willig Gehör.

„Tarquinies wird euch mit großen Reichtümern und Ehrenämtern belohnen“, so sprachen die Aufwiegler zu den Jünglingen, „wenn ihr die uns allen verhaftete Republik stürzt. Nur unter einem König wird eure Zukunft eines echten Römers würdig sein!“ Solche Worte verstärkten bei der Jugend den Wunsch nach Ansehen und Reichtum. Die Verschwörer pflegten sich in einem Landhaus am Stadtrand mit den Gesandten des ehemaligen Königs zu treffen. Dort arbeiteten sie gemeinsam an ihren Umsturzplänen. Bei einer dieser Zusammenkünfte hörte zufällig ein Sklave ihre Reden mit an. Und dieser Sklave war ein treuerer Sohn Roms als die Edlen. Ohne Zeit zu verlieren, lief er zu den Konsuln und entdeckte ihnen die Absichten der Verschwörer. Brutus glaubte sofort handeln zu müssen, wenn er alle Gegner in seine Gewalt bringen wollte. Daher ließ er unverzüglich die Stadttore schließen und schickte Soldaten zu den bezeichneten Männern und Jünglingen, um sie zu verhaften. In Ketten wurden die Verschwörer auf das Forum gebracht. Inzwischen hatte sich in der Stadt herumgesprochen, was geschehen war, und eine große Volksmenge erwartete auf dem Forum den Richterspruch der Konsuln. Unbewegt schaute Brutus den herbeigeführten Verschwörern entgegen. Manche kampferprobte Männer und Jünglinge waren darunter und, wie zu erwarten, die Verwandten der Tarquinier. Plötzlich gewahrte er unter den Gefangenen seine beiden Söhne. Auch das Volk erkannte sie, und entsetzt schaute es auf Brutus. Der Konsul trat vor seine Söhne und sprach: „Dies ist die größte Schande, die ihr mir und unserer jungen Republik antun konntet. Verteidigt euch, wenn ihr könnt!“

Doch was sollten die Jünglinge zu ihrer Verteidigung vorbringen? Sie waren als Mitverschworene überführt. Nachdem sie dreimal aufgefordert waren, sich zu rechtfertigen, und sie doch nichts zu ihrer Entschuldigung anführen konnten, sagte Brutus: „Ihr habt das Vaterland verraten und die Todesstrafe verdient. Liktoren, führt das Urteil an diesen beiden zuerst aus. Als Konsul übergebe ich sie euch!“ Die Liktoren rissen den Jünglingen die Kleider herunter, banden die Rutenbündel los und geißelten die Verurteilten. Während sich viele Bürger von dem entsetzlichen Schauspiel abwandten, sah Brutus mit strengere und mitleidlosem Blick den Vorgängen zu. Auch als die Liktoren seine Söhne auf die Erde warfen und ihnen das Haupt abschlugen, blieb Brutus unbewegt. Nun wußten die Verschwörer, daß es keine Gnade für sie gab, alle wurden auf dem Forum hingerichtet. Nur die Gesandten des Tarquinius wurden, dem Völkerrecht entsprechend, unverletzt entlassen. Noch lange sprach man in der Stadt über das gerechte Urteil des Konsuls. Sowohl seine unbestechliche Gerechtigkeit als auch seine unerbittliche Strenge gegen die Feinde des Staates brachten ihm die Liebe des Volkes ein. Durch die Verschwörung waren Zorn und Haß des Volkes gegen das tarquinische Geschlecht noch größer geworden. Jetzt war der zweite Konsul, Collatinus, der letzte Anverwandte dieser Königsfamilie in Rom. Zwar schätzten die Bürger seine Handlungsweise und dankten ihm die Verdienste, die er sich um die Republik erworben hatte, aber er gehörte nun einmal zum tarquinischen Geschlecht. Das Volk begann zu murren und fürchtete, Collatinus würde einmal aus dem Konsulat die Königsherrschaft wiederherstellen. Schweren Herzens ging Brutus mit einigen Senatoren zu seinem Mitkonsul und berichtete ihm von der Haltung des Volkes. Niedergeschlagen und bestürzt antwortete Collatinus, daß er immer nur im Sinne des Volkes gehandelt und mit den Tarquinien längst gebrochen hätte. Aber die Senatoren batzen ihn, inständig, sein Amt niederzulegen und Rom zu verlassen, um die Ruhe im Volk wiederherzustellen. Dem unaufhörlichen Drängen, gab Collatinus schließlich nach. In Ehren und Dankbarkeit wurde der tapfere Kämpfer für die Republik verabschiedet; an seine Stelle als Konsul trat Publius Valerius. Tarquinius sah ein, daß die neue Ordnung in Rom von innen nicht

gestürzt werden konnte. Deshalb versuchte er, mit äußerer Gewalt seine Macht wiederzugewinnen. Er überredete die Etruskerstädte Veji und Tarquinii zum Krieg gegen Rom und fiel in das römische Gebiet ein. Sofort zog ihm Brutus mit den römischen Bürgern entgegen, und zwar, wie es das republikanische Gesetz von einem Konsul verlangte, an der Spitze des Heeres. So näherten sie sich den feindlichen Schlachtreihen. Als die Reiter, aufeinander zurückten, erkannte der Sohn des Tarquinius, Aruns, den Konsul Brutus. Haß flamme in ihm auf. Der Tag der Rache schien ihm gekommen. Er gab seinem Pferde die Sporen und sprengte auf den Konsul zu. Aber auch dieser hatte den Herankommenden erkannt. Mit wilder, Gewalt stürzten sie aufeinander los, und nach einem kurzen, aber sehr heftigen Kampf sah man beide Kämpfer tot von ihren Pferden sinken. Die Schlacht tobte weiter bis zum Einbruch der Nacht. Im Morgengrauen zogen die Etrusker, ab. Denn aus dem Walde rief die Stimme des Waldgeistes: „Ich habe die Toten gezählt. Von den Etruskern ist einer mehr gefallen als von den Römern. Der Sieg gehört den Römern.“

Als die Römer ihre toten Kameraden bargen und sie auf dem Schlachtfeld bestatteten, fanden sie auch die Leiche ihres Konsuls. Sie brachten sie nach Rom und begruben sie unter großen Ehren feierlich. Die allgemeine Dankbarkeit setzte dem Toten ein Denkmal, und als Gründer der Republik wurde er durch die Jahrhunderte hoch verehrt.

Sein Tod fällt ungefähr in das Jahr 510 v. u. Z.

Horatius Cocles

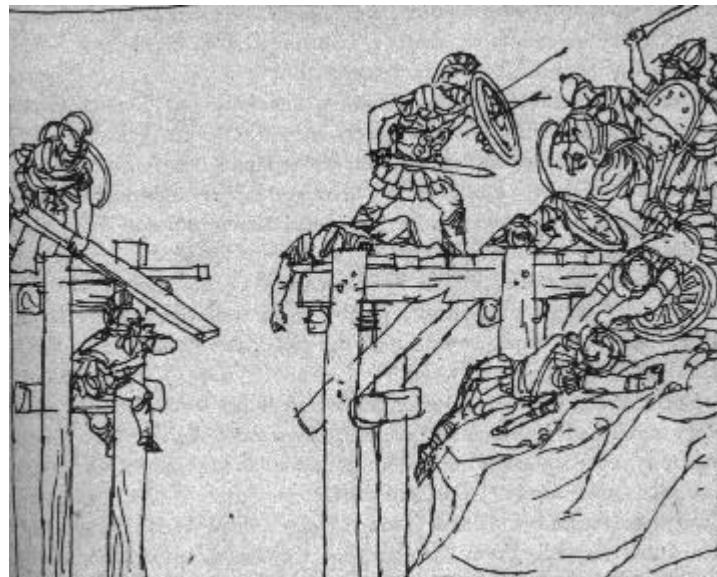
Nach dieser Schlacht hatte Tarquinius seine Machtgelüste noch immer nicht aufgegeben. Erelte zu Porsenna, einem der einflußreichsten und mächtigsten Herrscher Etruriens, und bat ihn um eine Unterredung unter vier Augen. „Wir sind, doch beide Könige“, so sprach Tarquinius, „und du herrschst mit großer Macht in deinem Land. Ich dagegen bin durch eine aufgehetzte Bürgerschaft von meinem rechtmäßigen Besitz vertrieben worden. Mein Schicksal sollte dir nicht gleichgültig sein, denn vielleicht kannst du schon bald in der gleichen Lage sein. Darum bitte ich dich um deine Hilfe. Denke auch daran, daß ich etruskischer Abstammung bin.“

Porsenna fragte: „Wie kann ich dir helfen? Meine Königswürde verbietet mir, deine Bitten abzuweisen.“ „Rüste dein stärkstes Heer aus“, entgegnete Tarquinius, „und führe es mit mir gegen Rom. Ich weiß, daß die Stadt dich fürchtet. Die römischen Soldaten werden vor deinen Schlachtreihen fliehen.“ Porsenna überlegte nicht lange. Es schien ihm eine Sache der Ehre, einem anderen König, dazu noch einem Verwandten seines Volkes, zu Hilfe zu kommen.

Vielleicht würde er dabei auch neues Land gewinnen können.

Er berief sein stärkstes Aufgebot und übertrug den tapfersten seiner Männer den Befehl über die einzelnen Abteilungen. Dann reihte er die Scharen des Tarquinius in sein Heer ein. In Rom breitete sich Angst aus, als die Feinde näher zogen, denn König Porsenna war als einer der gefährlichsten Gegner der Stadt bekannt. Schon lange hatte er mit Neid auf die Entwicklung Roms gesehen und der jungen Stadt geschadet, wo er nur konnte. In großer Eile packten die Einwohner ihre Habe zusammen, um aus der Stadt zu fliehen. Auch die Soldaten wurden von Schrecken erfaßt. Der Senat berief sofort eine Ratsversammlung, in der die Rettung der Vaterstadt besprochen werden sollte. Doch auch einige Senatoren waren von Kopflosigkeit ergriffen. Sie rieten dem Volk, das eigene Leben zu retten und aus der Stadt zu ziehen. Aber die meisten Senatoren verwarfene die Vorschläge der Wankelmütigen. Einer der Ältesten erhob sich von seinem Sitz und bat um Gehör. „Väter“, so sprach er zu der Versammlung, „es ist allen bekannt, daß unserer Republik eine große Gefahr bevorsteht. Wir sind die Unterlegenen, aber hat das römische Volk nicht schon oft in seiner ehrenvollen Geschichte einer solchen Gefahr getrotzt? Wir müßten uns vor unseren Vätern schämen, wenn wir vor einem Gegner weichen würden. Ich schlage daher vor, den Bürgern unseren ganzen Vorrat an Getreide auszuteilen und auch die Bewohner des flachen Landes in unsere Stadt rufen. Dann werden wir unsere Heimat bis zuletzt verteidigen. Die Götter, insbesondere unser Schutzgott Quirinus, werden uns in diesem schweren Kampf nicht verlassen.“

Dieser Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. Gleich nach der Versammlung gingen die Senatoren unter das Volk, sprachen ihnen Mut zu



und vergaben das Getreide. Viele Bürger gewannen durch die Ruhe und Besonnenheit der Senatoren den Mut zurück und halfen bei den Vorbereitungen zur Verteidigung der Stadt. Die Bauern und Landbewohner strömten mit ihren Familien in den sicheren Schutz Roms. Porsenna hatte durch Kundschafter erfahren, daß Rom keine offene Feldschlacht wagen würde. Eine Belagerung, und wenn sie auch noch so lange dauerte, sollte Rom auf die Knie zwingen. Nur noch eine Pfahlbrücke, die beim Hügel Janiculus über den Tiber führte, trennte die feindlichen Könige von den Römern. In großer Eile flohen die letzten Wachen, die noch jenseits des Tibers als Vorposten standen, über die Brücke in Sicherheit. Auch die zum Schutz der Brücke eingesetzten Soldaten schlossen sich ihnen an. Nur ein römischer Legionär blieb am Eingang der Brücke stehen, Horatius Cocles. So leicht sollte Porsenna nicht die Stadt erobern. Zu den Fliehenden gewandt, rief er: „Laßt ab von eurer Flucht! Wollt ihr durch Feigheit unser Vaterland preisgeben?

Die Brücke muß zerstört werden, und solange ihr damit beschäftigt seid, werde ich die Feinde vom Eingang fernhalten. Aber beeilt euch, schon sehe ich die ersten Etrusker herankommen.“ Der Mut ihres Kameraden beschämte die Soldaten. Horatius Cocles hatte sie an ihre Pflicht erinnert. Zwei seiner Mitkämpfer gingen über die Brücke zu ihm zurück und stellten sich neben ihn. Mit ihren Schilden und mit ihren Körpern wollten sie den einzigen Zugang zur Stadt decken. Schon waren die Angreifer heran. Ein wilder Kampf um den Zugang zur Brücke entbrannte. Inzwischen hatten die anderen Soldaten begonnen, die Bretter und Balken der Brücke zu lockern und herauszuziehen. Die drei Römer aber wehrten mit großer Kühnheit die andringenden Feinde ab. Nach allen Seiten schlugen sie mit ihren Schwertern Lücken in die feindlichen Schlachtreihen. Nach kurzer Zeit riefen hinter ihnen ihre Kameraden: „Rettet euch! Kommt auf dem letzten Brett zurück.“ Da wandte sich Horatius Cocles seinen beiden Kameraden zu: „Flieht ihr zurück in die Stadt, Rom braucht jetzt jeden Kämpfer. Ich werde euren Übergang schützen. Nur über meine Leiche können die Feinde nach Rom gelangen.“ Da kletterten die zwei Soldaten über das letzte Brett. Keinem Gegner gelang es, an Horatius Cocles vorbeizukommen und ihnen nachzusetzen. Wie ein Fels stand er am Eingang der Brücke und kämpfte mit zäher Verbissenheit, bis er hinter sich das Krachen der einstürzenden Brücke und die Freudenrufe der Römer hörte. Jetzt ließ Horatius blitzschnell seinen Schild zur Erde gleiten und stürzte sich, den Stromgott um Hilfe anflehend, in den Tiber hinab. In voller Rüstung schwamm er durch den Fluß und erreichte wohlbehalten das andere Ufer. Jubelnd begrüßten ihn die römischen Soldaten und trugen ihn auf den Schultern in die Stadt, die vorläufig durch ihn gerettet war. Als Dank des Volkes bekam er später ein großes Stück Land geschenkt.

Mucius Scaevola

Nach wie vor lag Porsennas Heer vor der Stadt. Die Bürger hofften, daß Rom doch noch gerettet werden könnte. Aber niemand wußte einen Weg, wie die drohende Gefahr zu beseitigen wäre.

Unterdessen hatte Porsenna den eisernen Ring der Belagerung um die Mauern der Stadt geschlossen. Alle Zugänge waren besetzt, und neue Scharen etruskischer Soldaten führte der König zur Verstärkung heran. Auch der Tiber, der einzige noch offene Zufahrtsweg, wurde von den Feinden ständig überwacht. So verschlechterte sich die Lage in der Stadt von Tag zu Tag. Schon nach kurzer Zeit der Belagerung war die Hungersnot in Rom so groß, daß die Übergabe der Stadt an die Feinde unvermeidlich schien. Damals lebte in Rom Gaius Mucius, ein patrizischer Jüngling. Täglich sah er die hungernden Kinder und die verzweifelten Mütter. Er hörte von der Mutlosigkeit der Soldaten und fühlte selbst die Angst vor der Zukunft, die auf der ganzen Stadt lastete. Als er dieses Elend nicht mehr mit ansehen konnte, beschlossen er und seine Freunde, das Vaterland zu befreien. Lange überlegte der Jüngling, welchen Weg er wohl einschlagen müßte, um das zu erreichen. In seiner Kindheit war Mucius oft mit Etruskern zusammengekommen. Er hatte ihre Sprache erlernt, er kannte die etruskische Kleidung, die Gewohnheiten des Volkes waren ihm vertraut. Schon am nächsten Tag wollte er in das feindliche Lager eindringen und den König Porsenna ermorden. Durch den Tod ihres Königs sollten die Feinde in Schrecken versetzt werden und abziehen. Aber die Stadttore waren verschlossen, und die römischen Wachen ließen keinen Bürger aus der Stadt heraus. Daher mußte er dem Senat seinen Plan mitteilen. Am nächsten Tag trat er vor die Konsuln und die Senatoren. Er sprach: „Väter, ich habe mich entschlossen, Rom von der Gefahr des Hungertodes zu befreien. Ich will über den Tiber in das Lager der Feinde eindringen und ihnen, sofern mir die Götter hilfreich zur Seite stehen, Furcht und Schrecken einjagen. Fragt mich nicht, was ich zu tun beabsichtige, sondern gebt mir eure Einwilligung zur Rettung unserer Stadt.“ Die Senatoren waren über die Kühnheit des Jünglings sehr erstaunt. Es schien ihnen unmöglich, daß ein einziger Römer die beinahe hoffnungslose Lage ändern könnte. Trotzdem und ohne die Absichten des Mucius genau zu kennen, versagte der Senat dem Jüngling die Bitte nicht. Schweren Herzens ließ er ihn ziehen und wünschte ihm Glück und Erfolg zu seinem Unternehmen. Sofort begab sich Mucius in sein Haus und legte etruskische Kleidung

an. Unter dem Gewand verbarg er einen Dolch. Die Wachen am Stadttor waren vom Senat schon unterrichtet worden. Auch sie verabschiedeten den jugendlichen Helden herzlich. Unbemerkt kam Mucius im Lager der Etrusker an. Niemand beachtete ihn, denn in seiner Kleidung unterschied er sich nicht von den anderen. Die Soldaten in ihren glänzenden Panzern standen im Gespräch beisammen, andere spielten oder sangen fröhliche Lieder. Welch grausames Schicksal, dachte Mucius. Während die Feinde sorglos und unbeschwert sind, herrschen in der Stadt Angst und Furcht vor dem elenden Ende. Er durfte nicht zögern, jede Minute war kostbar. Suchend blickte sich der Römer nach dem Zelt des Königs um. Größer und schöner als die anderen Zehe fand er es in der Mitte des Lagers. Vor dem Zelt bemerkte er zwei prächtig gekleidete Männer, die sich auf erhöhten Sitzen niedergelassen hatten. Einer von diesen mußte nach Mucius Meinung der König sein und wahrscheinlich der, den eine Menge Soldaten umstanden. Der Jüngling wußte nicht, daß an diesem Tage die Soldaten ihren Sold erhielten und daß der königliche Schreiber die Auszahlung vornahm. König Porsenna dagegen saß neben ihm und schaute zu. Mit den anderen Soldaten drängte sich Mucius an den königlichen Schreiber heran. Blitzschnell zog er seinen Dolch aus dem Gewand und stürzte sich auf den vermeintlichen König. Tödlich getroffen sank der Schreiber auf die Erde nieder. Alles ging so schnell, daß die herumstehenden Soldaten vor Entsetzen wie gelähmt waren. Das nutzte Mucius aus und versuchte zu entfliehen. Aber er kam nicht weit. Die Soldaten liefen dem Römer nach, rissen ihm den Dolch aus den Händen und führten ihn zum König. Rasend vor Wut sprang Porsenna auf und schrie Gaius Mucius an: „Wer bist du? Was wolltest du mit dem schimpflichen Mord erreichen?“ Mucius schüchterten diese Worte keineswegs ein. Furchtlos sah er den König an und antwortete: „Ich bin Gaius Mucius, ein römischer Bürger. Dich, den größten Feind unseres Volkes, wollte ich töten; aber die unglückliche Verwechslung hat dir dein Leben gerettet. Trotzdem wirst du nur noch kurze Zeit leben, denn ich bin nicht der einzige, der dir nach dem Leben trachtet. Viele römische Jünglinge haben den gleichen Schwur geleistet wie ich. Nun foltere oder töte mich, ein Römer fürchtet nicht die Qual und den Tod von der Hand seines Feindes!“



Diese Worte erschreckten den König; gern hätte er mehr von den Plänen der Römer erfahren. „Ich werde dich verbrennen“, so drohte er Mucius, „wenn du mir nicht alles von der Verschwörung berichtest.“ Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, befahl er, die Opferbecken näher heranzurücken und die Glut zu schüren. Da entblößte Mucius seinen rechten Arm, sah Porsenna haßerfüllt an und sagte so laut, daß ihn die Soldaten hören konnten: „Nun sieh her, König, wie die Römer eher den größten Schmerz, erdulden, als daß sie ihren Schwur brechen!“ Damit streckte der Jüngling die rechte Hand in die lodernden Flammen des nächsten Opferbeckens und ließ sie vor aller Augen langsam verbrennen. „Genug des entsetzlichen Schauspiels“, rief Porsenna, „deinen Körper haßt du ja mehr als mich! Ewig dankbar wäre ich den Göttern, hätte ich so tapfere Männer in meinem Heer. Als König und Feldherr schätze ich nichts so hoch wie solchen Heldenmut. Ich schenke dir die Freiheit, Römer, geh zurück nach Rom!“ „Dank für deine Gnade“, erwiederte Mucius, „aber du mußt wissen, daß wir Römer unser Leben gering achten. Weil du mich vorhin nach der Verschwörung fragtest, nun, so höre, Porsenna. Dreiundhundert Jünglinge in

Rom gehören zu den Verschwörern, und sie brennen darauf, dich zu töten. Ich war durch das Los der erste, der den Mord vollziehen sollte, aber ich bin nicht der beste von ihnen. Keiner von uns, schätzt sein Leben so sehr wie die Pflicht gegenüber dem Vaterland. Was ich nicht erreicht habe, wird einer der dreihundert vollbringen.“

Porsenna fürchtete für sein Leben. Er glaubte, daß alle Römer so wären wie dieser eine. Deshalb schickte er mit Mucius Gesandte nach Rom, um über einen Friedensschluß zu verhandeln. Die Unterhändler trugen auch den Wunsch ihres Königs vor, die Stadt sollte Tarquinius wieder als König anerkennen. Da erklärten die Römer einmütig: „Eher wollen wir ehrenvoll untergehen als unseren Eid brechen!“ Aus Angst, den römischen Verschwörern zum Opfer zu fallen, gab Porsenna nach und schloß mit Rom Frieden. Er verlangte aber die Abtretung des rechten Tiberufers und die Auslieferung von Geiseln. Diese Forderungen wurden den Feinden erfüllt, und kurz darauf zogen die Etrusker mit ihrem Heer aus dem römischen Gebiet ab. Mucius aber wurde in die Reihen der römischen Helden aufgenommen, und alle Bürger ehrten und achteten ihn als ihren Lebensretter. Er erhielt den Beinamen Scaevola, das heißt Linkhand. Dieser Name wurde auf die Nachkommen des Gaius Mucius vererbt und blieb in Rom auf lange Zeit hinaus ein Ehrenname.

Cloelia

So war der Krieg des Königs Porsenna, der für Rom beinahe den Untergang bedeutet hätte, friedlich beendet worden. Nicht als Feinde und nicht mit Racheplänen schieden die Etrusker, sondern sie brachten dem römischen Volk wegen seiner Tapferkeit und des Heldenmutes der Soldaten große Achtung entgegen. Bisher hatten die Etrusker Rom für eine unwichtige Räuberstadt gehalten, jetzt war sie auch in ihren Augen zu einer führenden Macht in Mittelitalien emporgestiegen. Von den Römern hatte Porsenna zwanzig Geiseln erhalten, zehn junge Männer und zehn Mädchen. Sie waren ein Pfand dafür, daß die Etrusker sicher und unbehelligt durch das römische Gebiet ziehen konnten. Als das etruskische Lager abgebrochen wurde und das Heer rüstete,

gingen die römischen Mädchen, nun Geiseln des Königs, schweren Herzens an das Tiberufer. Wehmütig schauten sie auf das Wahrzeichen Roms, das Kapitol.

Eine von ihnen, Cloelia mit Namen, begann zu den anderen zu sprechen:

„Unerträglich ist mir der Gedanke, unser Rom schon morgen nicht mehr sehen zu können. Ein ungewisses Schicksal erwartet uns im fremden Land. Wie werden unsere Eltern um uns trauern! Mit großem Schmerz werden auch sie jetzt über den Tiber zu uns sehen.“ Einige Mädchen begannen, durch ihre Worte bewegt, zu weinen, da fuhr sie fort: „Schon oft haben die Männer Roms großen Heldenmut bewiesen und Taten hervorgebracht, auf die alle Bürger stolz sein müssen. Wir sind zwar keine Krieger, aber Römerinnen. Wenn wir alle ein bißchen Mut aufbrächten, könnten wir uns die Freiheit wiedererobern.“

Da horchten die übrigen Mädchen auf und drängten Cloelia, ihnen ihre Gedanken mitzuteilen. „Solange wir in diesem Lager sind, beschäftigen sich meine Gedanken mit der Flucht“, sagte sie. „Aber der Tiber trennt uns von der Heimat. Das einfachste wäre, über den Fluß zu schwimmen.“

„Das ist unmöglich, die Wachen würden uns bemerken“, wandten die anderen ein, „und wir werden für die etruskischen Soldaten im Wasser ein leichtes Ziel sein.“ Mit stolzen Worten antwortete Cloelia: „Von Rom und unserem Volk fern sein zu müssen, ist gleichbedeutend mit Tod. Was fürchten wir also? Habt Mut und schenkt mir Vertrauen. Ich werde euch den Weg zeigen!“ Da gab es nicht ein Mädchen, das mutlos und feige gewesen wäre. Willig hörten sie auf Cloelia und vertrauten ihrer Kühnheit. Schon längst hatte das tapfere Mädchen alle.

Möglichkeiten und die günstigste Stelle im Fluß ausgetauscht. Zur verabredeten Stunde täuschte sie mit List die Wächter. Alle Mädchen stürzten sich in den Tiber. Allen voran schwamm Cloelia. Schon waren sie ein gutes Stück weit gekommen, da wurden sie von den etruskischen Soldaten entdeckt. Diese schleuderten ihre Speere auf die Fliehenden. Aber wie durch ein Wunder geschah ihnen nichts. Unbeschreiblich war die Freude, als alle Mädchen wohlbehalten am anderen Ufer anlangten. Unter Tränen dankten sie Cloelia. Groß war der Jubel in der Stadt, als die Eltern ihre Kinder so plötzlich wiedersahen und die Bürger von der unwahrscheinlichen Flucht hörten.

Doch der Senat und die Konsuln teilten nicht die Freude des Volkes. Sie ließen Cloelia und die Mädchen zu sich kommen. Mit ernster Miene sah der Konsul Publius Valerius die entflohenen Geiseln an, unter denen sich auch seine eigene Tochter befand. Dann sagte er: „Der Senat hält eure Tat, römische Mädchen, nicht für gut. Ihr habt vergessen, daß es Rom diesmal mit einem ritterlichen Feind zu tun hat, der unserer Stadt sehr entgegengekommen ist. Wir Römer haben von unseren Vorfahren gelernt, ein versprochenes Wort nicht zu brechen und weder mit List noch mit Betrug einen ehrenwerten Gegner zu täuschen. Geht zurück in das Lager der Etrusker und beweist auch als Geiseln, daß das Volk von Rom in jedem Falle die Treue hält!“

Die inständigem Bitten und die Klagen der Eltern und Angehörigen konnten nichts an dem Beschuß der Konsuln ändern. Traurig gingen die Mädchen zu den Etruskern zurück. Porsenna staunte sehr, als ihm die Rückkehr der Römerinnen gemeldet wurde. Sogleich befahl er Cloelia zu sich. „Ich muß deine Kühnheit sehr loben“, sagte er zu ihr. „Auch du hast den großen Mut des römischen Volkes bewiesen, um dessentwillen ich die Stadt geschont habe. Rom ist es wahrhaftig wert, weiter zu bestehen und die mittelitalienischen Völker zu leiten. Für deine Tat, die denen der tapfersten Helden gleichkommt, schenke ich dir die Freiheit. Wähle noch einige Geiseln aus, die dich nach Rom begleiten sollen.“ Kaum konnte Cloelia die Gnade des Königs fassen. Mit bewegten Worten dankte sie Porsenna und erbat sich die jüngsten der Römer. Noch am gleichen Tage kehrte Cloelia mit den ausgewählten Geiseln nach Rom zurück. Wieder wurde sie mit großer Freude empfangen, und als das Volk von der Freilassung vernahm, kannte der Jubel keine Grenzen. Als einer Heldenjungfrau, wie sie in den römischen Aufzeichnungen genannt wurde, errichtete ihr der Senat ein Standbild. Dieses zeigte Cloelia auf einem Pferd sitzend, Zeichen ihrer männlichen Tapferkeit. Auch Porsenna erhielt ein Denkmal. Die Stadt dankte ihm dadurch für die hohe Anerkennung, die er dem römischen Heldentum gezollt hatte.

Die Auswanderung auf den Heiligen Berg

Die vielen in der Königszeit und um die Republik geführten Kriege hatten den größten Teil der römischen Bürger in eine bittere Notlage gebracht. Nach außen hin war Rom zwar eins, im Inneren aber herrschten Haß und Zwist. Das kam von der alten Zweiteilung der Einwohner in Patrizier und Plebejer. Die Führung im Staate lag in der Hand der Patrizier, das waren die vornehmen, reichen und alteingesessenen Bürger der Stadt. Sehr sorgsam hüteten sie ihre Rechte. Sie waren von jeher steuerfrei und lebten größtenteils vom Vermögen und von ihren Ländereien, die sie auch im Krieg von ihren Klienten bearbeiten lassen konnten. Die Plebejer dagegen mußten Steuern zahlen, und viele von ihnen ernährten sich nur von ihren kleinen Äckern und Gärten. Wer aber sollte das Land bestellen, wenn die Männer jahrelang im Krieg waren? Frauen und Kinder konnten nur den notwendigsten Teil schaffen. Schnell waren da zwar die Patrizier bereit, den Armen zu borgen. Aber das kostete Zinsen, und wenn das Darlehen nicht zurückgezahlt werden konnte, gingen das Land und das Häuschen verloren. Nicht selten wurden verarmte Plebejer und ihre Angehörigen Schuldsklaven der Reichen. Die höchste Pflicht der Plebejer war es, zu gehorchen und die Abgaben an den Staat aufzubringen. Kein Amt und keine Versammlung boten ihnen die Möglichkeit, ihre Sorgen und Nöte vorzubringen. Denn da alle Ämter im Staat nur durch Patrizier besetzt werden durften, fehlte den anderen Ständen jede Gelegenheit zur Mitbestimmung. Auch die Rechtspflege lag in den Händen der obersten Amtsträger. Wie sollten also die Plebejer ihr Recht erhalten, wenn die Richter von vornherein ihre Gegner waren?

Das in den Kriegen erbeutete Land wurde nur unter die Patrizier aufgeteilt. Die Plebejer, die als Soldaten für den Reichtum des römischen Staates gekämpft hatten, erhielten nichts.

Schon lange hatten diese Zustände die Plebejer gereizt, vor allem die harte und grausame Schuldnechtschaft. Aber nichts geschah zur Beseitigung der Mißstände. Es war fünf Jahre nach der Vertreibung des Tarquinius. Ein Krieg mit dem Nachbarvolk der Volsker stand drohend bevor. Gerade zu dieser Zeit

gelang es einem alten Mann, aus dem Schuldkerker zu entfliehen. Er eilte auf das Forum, wo sich immer viele Bürger aufhielten. Zornfunkende Augen sahen aus seinem bleichen, abgezehrten Gesicht. Seine zerlumpte Kleidung, die zerzausten Haare und der Bart gaben ihm ein verwildertes Aussehen.

„Bürger, hört die Klagen eines elenden Mannes“, rief er den Römern zu. „Während ich im Krieg war, plünderten die Feinde mir Haus und Hof, verbrannten meine ganze Habe und vernichteten die Ernte. Kaum war ich zurückgekehrt, forderten die Beamten trotz des großen Verlustes Steuern für Grund und Boden. Wovon sollte ich die bezahlen? Ich machte also Schulden. Aber die Wucherzinsen konnte ich nicht begleichen. Da entschloß ich mich, den Hof meiner Väter zu verkaufen. Doch auch der Erlös dafür reichte noch nicht aus. Rücksichtslos trieben die Gläubiger die aufgelaufenen Zinsen ein. Nun hatte ich nichts mehr als mein Leben. Da schleppten die Wucherer mich und meine beiden Söhne in die Schuld knechtschaft. Erspart mir die Worte, wie es mir dort ergangen ist. Ich will es euch zeigen!“

Er riß die Lumpen vom Leibe, und mit Entsetzen sah die herumstehende Menge den blutig geschlagenen, mißhandelten Körper. Plötzlich rief einer aus der Menge: „Jetzt erkenne ich dich wieder!“ Und zum Volk gewandt, fuhr er fort: „Dieser Mann war Hauptmann in unserer Legion und einer der tapfersten Krieger. So dankt ihm also das Vaterland seinen Mut und seine Opfer!“

Die allgemeine Empörung war groß. Aufruhr und Drohrufe erfüllten die Straßen. Niemand wollte in dem bevorstehenden Kampf mit den Volskern Kriegsdienst leisten. Unerwartet, wohl von dem Lärm angelockt, erschienen die Konsuln Servilius und Appius Claudius auf dem Forum. Mit großem Schrecken sahen sie die Erregung des Volkes. Eilends wurde der Senat einberufen. Aber schon traf Nachricht vom Anmarsch der Volsker ein. Angesichts der drohenden Gefahr einigten sich die Väter schnell, dem Volke Zugeständnisse zu machen. Servilius selbst teilte den Bürgern den Senatsbeschuß mit: Niemand durfte fortan einem Manne, der im Heer diente, das Eigentum pfänden, ihn selbst in Fesseln legen oder seine Angehörigen einkerkern. Damit gab sich die erregte Menge zufrieden. Die Männer eilten zu den Waffen, und in kurzer Zeit

drängten sie die Angreifer zurück. Erneut war Rom durch die Standhaftigkeit seiner Soldaten gerettet worden. Aber wie groß war die Enttäuschung der im Triumph zurückgekehrten Soldaten, als sie feststellen mußten, daß die Versprechungen nicht gehalten wurden. Kein Patrizier, auch nicht der Konsul Appius Claudius, befolgte den Senatsbeschuß. Noch immer gab es die Schuld knechtschaft. Besonders der Konsul Appius Claudius zeigte sich als ein grausamer Feind des Volkes. Jetzt, da die Gefahr vorüber war, erklärte er öffentlich, man müßte den Übermut der Plebejer brechen und noch härter als bisher gegen sie vorgehen. Schon im nächsten Jahr drohte Rom neue Gefahr. Die Volsker hatten sich mit mehreren Völkern verbunden und zogen diesmal mit einer gewaltigen Macht gegen Rom. Die Lage war so ernst, daß der Senat einen Diktator ernannte, wie es die Verfassung für große Notzeiten vorsah. Dieser hatte unumschränkte Macht über Leben und Tod, konnte eigene Gesetze erlassen, und alle Bürger mußten ihm gehorchen. Mit Bedacht wurde der auch beim Volke beliebte Patrizier Valerius für dieses Amt ausgewählt. Auch er mußte dem Volke Zugeständnisse machen, um es für den Kampf zu gewinnen. Obwohl die Plebejer die Falschheit der Beamten zur Genüge kennengelernt hatten, glaubten sie noch einmal den Versprechungen des Diktators. Wieder verlief der Krieg erfolgreich für Rom, und in einem großen Triumph zog der Diktator mit seinem Heer in die Stadt ein. Kaum waren die Soldaten entlassen, da geschah das Unfaßbare, die Schuldner wurden erneut durch die Gläubiger verhaftet. Die Patrizier verlachten das übertölpelte Volk, und der Diktator Valerius wurde im Senat überstimmt, als er für das immer wieder getäuschte Volk eintrat. Zum Protest legte er sein Amt nieder. Aber an der Lage der Plebejer änderte das nichts. Da war die Geduld des Volkes zu Ende. Nie wieder wollte es den Versprechungen der Patrizier Glauben schenken, nie wieder sich von ihnen betrügen lassen. Die Plebejer faßten den Entschluß auszuwandern. Mit ihrer ganzen Habe zogen sie auf den drei Meilen von Rom entfernten Heiligen Berg und schlugten dort ein befestigtes Lager auf. In Rom herrschte Bestürzung über diese Auswanderung. Die Patrizier konnten es nicht fassen, daß sich zum ersten Mal in der römischen Ge-



schichte die Plebejer gegen die Obrigkeit aufgelehnt hatten. Dazu fürchteten sie, daß gerade in dieser Zeit ein Krieg ausbrechen könnte. Was sollte geschehen, wenn sich die Plebejer mit den Feinden verbanden und gegen, Rom kämpften? Ebenso peinlich war der Mangel an Handwerkern und Arbeitskräften. Dem Senat blieb nichts anderes übrig, als sich für die Einheit der Bürgerschaft einzusetzen, bevor ein noch größeres Unglück hereinbrach. Kurze Zeit nach der Auswanderung schickten die Konsuln eine Gesandtschaft zu den Plebejern; Sie priesen die Vaterlandstreue der Auswanderer, rühmten ihr Heldenhum und versuchten, sie zur Rückkehr in die Stadt zu bewegen. Aber soviel sie auch redeten, die Plebejer standen fest zu ihrem Entschluß. „Für euch durften wir kämpfen und sterben. Unsern letzten Besitz habt ihr uns geraubt, und mit Willkür spracht ihr Recht über uns. Wir haben keine Lust mehr, den Eigennutz der Patrizier zu ertragen!“ Mit dieser Antwort kehrte die Gesandtschaft nach Rom zurück. Inzwischen hatte panische Furcht die Patrizier ergripen. Ein neuer

Krieg mit den Volskern stand vor der Tür. Ratlos und verzweifelt hielt der Senat eine Sitzung nach der anderen ab, um einen Ausweg zu finden. Da erklärte sich ein von den Patriziern sehr geachteter Mann, Menenius Agrippa, bereit, die Plebejer zurückzurufen. Der Senat versprach sich viel von seiner Entsendung, denn Menenius war bei den Plebejern sehr beliebt. Er hatte sich ihnen gegenüber, niemals hochmütig verhalten und sie häufig in ihren Werkstätten und in den Wohnungen besucht. Also setzte der Senat seine ganzen Hoffnungen auf Menenius. Bevor er zum Heiligen Berg aufbrach, ließ er sich vom Senat noch alle Vollmachten für das Zustandekommen eines Vertrages geben und zog dann mit mehreren Begleitern zu den Auswanderern auf den Heiligen Berg. Die Freude der Plebejer war sehr groß, als sie ihren Freund erkannten. „Endlich sehen wir einen uns wohlgesinnten Mann“, so empfing man ihn im Lager. „Aber wenn du im Auftrage des Senats gekommen bist, um uns zu überreden, dann wisse, daß wir nicht eher nach Rom zurückkehren wollen, als bis unsere Forderungen angenommen sind!“ Menenius war sich darüber klar, daß seine Aufgabe nicht leicht sein würde. Aber er kannte die Plebejer gut und wußte, wie er vorzugehen hatte. „Seht dort unser Rom“, so begann er zu sprechen, „die Heimat eines sehr tapferen Volkes, aber was nützt uns unsere Stadt, wenn sie in zwei Hälften zerfallen ist? Ich will euch eine Fabel dazu erzählen. Vor langer Zeit, als die menschlichen Organe noch reden konnten, hatten sich die Körperteile gegen den Magen verschworen. Seht nur, so sprachen sie untereinander, wie er durch unsere schwere Arbeit zu Wohlstand und Reichtum gelangt. Wir bereiten ihm die Speisen vor, tragen sie zu ihm hin und sorgen für neue Nahrung. Er dagegen ist untätig und läßt sich von uns bedienen. Wir werden auch nichts mehr tun. Soll er sehen, wie er selbst zu Nahrung kommt. Und sie taten, wie sie gesagt hatten. Die Hände brachten, die Speise nicht mehr zum Mund, der Mund nahm sie nicht mehr auf, die Zähne zerkleinerten die Nahrung nicht, die Kehle schluckte nichts, und so erhielt der Magen nichts mehr zum Verdauen. Doch wie erschraken die Glieder des Körpers, als sie selbst mit der Zeit schwach und elend wurden und der ganze Körper von Krankheit befallen wurde. Die Hände begannen zu zittern, die Arme verloren ihre Kraft, der Mund konnte nicht mehr sprechen, und die Beine versagten ihren Dienst. Da sahen die Glieder ein, daß auch der Magen seine Aufgaben hatte und nur durch ihn das

Leben erhalten blieb. Sofort ließen sie von ihrem törichten Verhalten ab und versöhnten sich mit dem Magen. Und so, meine Freunde, wird es jeder Gemeinschaft gehen, wenn nicht alle Teile verbunden und geeint handeln und arbeiten!“ Nachdenklich standen die Plebejer um Menenius herum. Sie hatten den tiefen Sinn dieser Erzählung erkannt. Da begann wieder Menenius: „Wir wollen vergessen, was gewesen ist, und in eine schönere Zukunft schauen. Der Senat hat mich ermächtigt, euch dies zu erklären: Die Schuldnechte werden sofort freigelassen, alle Schulden werden mit dem Tage der Rückkehr hinfällig. Ja, mehr noch. Aus eurer Mitte sollt ihr jährlich zwei Beamte wählen, die über eure Rechte wachen sollen. Bei allen Senatssitzungen sollen sie an der Tür des Saales sitzen und; allen Beratungen beiwohnen. Beschließt der Senat etwas, was euch schaden könnte, so brauchen sie nur ihr Veto - Ich verbiete - zu rufen, und der Beschuß ist hinfällig.“

Mehr wollten die Plebejer nicht. Noch auf dem Heiligen Berg schworen sie, diesen Vertrag niemals zu brechen. Zur Freude der römischen Bürger kehrten die Plebejer nach Rom zurück; der innere Friede war wiederhergestellt. Und sofort traten die neuen Beamten, Tribunen genannt, ihr Amt an.

Coriolanus

Die Zwietracht zwischen den Patriziern und den Plebejern schien beendet zu sein. Das Volk von Rom schaute wieder hoffnungsvoll in die Zukunft. Aber in den Herzen der Patrizier loderte wie zuvor die Flamme der Mißgunst. Selbst das Bündnis auf dem Heiligen Berg hatte es nicht vermocht, den Haß zu löschen und die übermütigen Herzen zu beugen. Nur die Not der Vaterstadt hatte die Patrizier bewogen, den Plebejern Zugeständnisse zu machen und denen die Hand zu reichen, die sie für ihre ärgsten Feinde im Innern des Staates hielten. Noch enger als zuvor schlossen sich die Patrizier gegen die Plebejer zusammen. Sie hielten es für die größte Schande, mit Plebejern eine Ehe einzugehen. Auch glaubten sie, daß nur die Patrizier den Willen der Götter ergründen und deshalb die einzig richtigen Beschlüsse fassen könnten.

Die Plebejer dagegen dachten ganz anders. Bei ihnen galt kein Recht der Geburt, sondern sie achteten jeden, der sich ehrenhaft für das Wohl des Volkes und des Staates einsetzte. Ihr Streben galt der Gleichberechtigung und Gerechtigkeit. So klafften also zwischen den beiden feindlichen Parteien trotz der Übereinkunft unüberbrückbare Gegensätze. Die Völker Latiums machten sich diese Lage in Rom zunutze, um die Vorherrschaft des römischen Volkes abzuschütteln. Sehr bedrohlich war die Haltung der Volsker. Die Römer sammelten daher alle Kräfte, um gegen ihr Nachbarvolk Krieg zu führen. Noch galt das gegenseitige Versprechen der Plebejer und Patrizier. Deshalb konnte Rom ein starkes Heer in das Feld führen. Einige Städte der Volsker wurden im Sturm erobert. Aber die Stadt Corioli war so stark befestigt, daß ihr Widerstand nur durch eine Belagerung gebrochen werden konnte. Als die Belagerung schon dem Ende zuging und die Römer dachten, nun würden die Gegner bald kampfunfähig sein, unternahmen die Coriolaner einen todesmutigen Ausbruchversuch. Dabei glückte es ihnen, die Römer zu schlagen. In panischem Schrecken flohen die Römer scharenweise. Das römische Heer wäre völlig aufgerieben worden, wenn nicht ein Patrizier, Marcus mit Namen, durch seine Standhaftigkeit die Soldaten zum Stehen gebracht hätte.

„Wer ein echter Römer ist“, so rief er den Fliehenden zu, „stelle sich hinter mich. Auf unsere Brust soll der Feind die Wunden schlagen, nicht zu unserer Schande auf den Rücken!“ Aber nur wenige Freiwillige versammelten sich um ihn. Die meisten glaubten, bloß durch die Flucht dem sichereren Tode entgehen zu können. Mit einer Handvoll Soldaten stürzte sich Marcus den Feinden entgegen. Große Lücken schlug sein Schwert in die Reihen der Volsker; auch seine Begleiter kämpften heldenhaft. Sie hatten nur die Wahl zwischen Tod oder Sieg. Da bemerkten die fliehenden Römer den ungleichen Kampf. Sie schämten sich, ihre Kameraden im Stich zu lassen, und mit den in großer Eile neu aufgestellten Schlachtreihen drangen sie gegen die Feinde vor. Das Beispiel von Marcus und seiner kleinen Schar feuerte sie an. Krachend stießen die gepanzerten Soldaten mit ihren Schilden und Waffen zusammen. Endlich kam die Schlachtordnung der Volsker ins Wanken, und sie begannen zu fliehen. Dicht auf den Fersen folgten die römischen Soldaten.

Als man an die Stadttore gekommen war, rief Marcius den Römern zu. „Die Tore sind geöffnet, folgt mir nach!“ Wieder wagten die Soldaten nicht, ihm zu folgen, denn jetzt war das ganze feindliche Heer in der Stadt versammelt. Marcius aber wollte keine Zeit verlieren. Er achtete nicht auf den Hagel von Geschossen, der auf ihn und seine wenigen Begleiter von den Stadtmauern herabgesandt wurde, und sprengte durch das Tor mitten unter die Feinde.

Verwirrung brach unter den Volskern aus, denn sie wußten nicht, daß Marcius nur mit einer kleinen Schar eingedrungen war. Er bot einen furchterregenden Anblick, wie er, aus vielen Wunden blutend, wild um sich hieb. Als er sich bis zum ersten Haus durchgekämpft hatte, zündete er es an. Der Sturm trug die Flamme von Dach zu Dach, und bald brannte ein großer Teil der Stadt. In diesem Durcheinander gelang es den wenigen römischen Soldaten, alle Tore zu öffnen. Nun strömten die Legionen in die Stadt. Damit war das Schicksal der Volsker besiegelt. Die Bürger Coriolis, gaben den Kampf auf, die Stadt gehörte den Römern. Groß waren die Ehren, die das Heer und die Bürger Roms dem eigentlichen Sieger Marcius erwiesen. Als höchste Auszeichnung gab ihm der Senat den Namen der Stadt, die er durch seine Heldenataten erobert hatte, Marcius Coriolanus. Ein Jahr nach der Niederlage der Volsker wurde Rom von einer furchtbaren Hungersnot heimgesucht. Durch die Auswanderung auf den Heiligen Berg und den sich daran anschließenden Volskerkrieg waren viele Äcker nicht bestellt worden. Jetzt fehlte dem Volk das Getreide. Die Konsuln waren der Verzweiflung nahe. Nach allen Gegenden Italiens schickten sie ihre Aufkäufer. Doch jetzt zeigte sich, wie wenig die anderen Völker in Freundschaft mit Rom verbunden waren. Fast alle Nachbarn verweigerten der Stadt die Hilfe. Nur in Sizilien war es möglich, größere Mengen Getreide aufzukaufen. Doch der Weg von dort nach Rom war weit, und die Gegner bedrohten die Straßen und den Seeweg nach der Stadt. Vorerst galt es deshalb mit dem wenigen Getreide auszukommen, das auf den kaum bebauten Feldern geerntet werden konnte. Das Volk begann zu murren und nahm eine drohende Haltung gegenüber den Patriziern ein. Durch ihre anklagenden Reden steigerten die Volkstribunen die Erregung der Plebejer, und schon kam es zu den ersten Aufständen in den Straßen Roms.

Da wurde in einer Senatssitzung ein Vorschlag vorgebracht, der die Zustimmung der Patrizier fand. Die Anführer und Aufwiegler der Plebejer sollten als römische Kolonisten in ein von der Pest verseuchtes Gebiet geschickt werden. Dann, so dachte man, würde das Volk sich wieder beruhigen. Einer der hartnäckigsten Verfechter der Senatsherrschaft und damit einer der schroffsten Gegner der Plebejer war Coriolanus. Infolgedessen wandten sich immer größere Kreise des Volkes von dem ab, der noch vor kurzem der beliebteste Mann in Rom gewesen war. Als er sich um das Konsulat bewarb und sich nach alter Sitte auf dem Forum vorstellte, mußte er die bittersten Anklagen des Volkes über sich ergehen lassen. Er wurde nicht gewählt. Nun verwandelte sich seine Feindschaft gegen die Plebejer in unbändigen Haß. Endlich traf die große Getreidelieferung aus Sizilien ein. Sofort trat der Senat zusammen, um über die Verteilung des kostbaren Gutes zu beraten. Voller Freude strömte das Volk auf dem Forum zusammen. Endlich sollte die bittere Not ein Ende haben. Abgesandte baten den Senat, das Getreide zum üblichen Preis zu verkaufen, den Ärmsten aber zu schenken. Die meisten Senatoren wollten diesen gerechten Wunsch erfüllen. Aber da erhob sich Marcius Coriolanus von seinem Platz und begann zu sprechen: „Senatoren, wodurch ist die Hungersnot entstanden? Die Auswanderung und die Faulheit der Plebejer haben sie verschuldet! Und wer hat Rom durch die Verweigerung des Kriegsdienstes in die größte Gefahr gebracht? Wer hat uns in den Notzeiten Zugeständnisse abgepreßt? Eben dieselben, denen ihr jetzt als Belohnung für ihre vaterlandsfeindlichen Taten Getreide schenken wollt. Nein, jetzt ist der Tag unserer Rache gekommen! Sehr teuer soll das Getreide verkauft werden! Fordert die alten und alleinigen Rechte der Patrizier zurück, die Abschaffung der Volkstribunen und unbedingten Gehorsam, ehe ihr die Mägen des Pöbels füllt. Vor unseren Füßen sollen sie um Gnade winseln!“

Brausender Beifall brach los, auch bei denen, die eben noch für die Plebejer eingetreten waren. „Hoch lebe Coriolanus, der Rächer unserer Schmach“, riefen sie. Inzwischen hatten sich die Volkstribunen aus der Senatssitzung entfernt und dem wartenden Volke erzählt, was Coriolanus gesagt hatte. „Mit unserer ganzen Kraft und brüderlich vereint, müssen wir den Patriziern ent-

gegentreten. Eher wollen wir hungern, als uns der Willkür dieser Übermütigen aussetzen, die uns unserer Rechte wieder berauben wollen. Coriolanus aber erklären wir zum Volksfeind und verlangen seine gerichtliche Aburteilung.“ Nur mit Mühe konnten die Tribunen weiterreden. Ihre Worte hatten das Volk in rasende Wut versetzt. Gleich am nächsten Tag sollte das Gericht einberufen werden. Hilflos sahen die Senatoren zu, wie das Volk alle Vorbereitungen dazu traf. Schließlich blieb ihnen nichts weiter übrig, als dieser Forderung zuzustimmen. Auch Coriolanus mußte sich dem Willen des Volkes beugen und vor Gericht erscheinen, obwohl es ihm unwürdig erschien, vom Volk abgeurteilt zu werden. Die Volkstribunen brachten die Anklage vor. „Wir erklären Coriolanus wegen seiner gesetzwidrigen Haltung zum Feind des Volkes. Er wollte die alten Zustände wiederherstellen und sich selbst zum Tyrannen machen. Nach den Gesetzen verdient er den Tod!“

Inständig baten Freunde des Coriolanus und die Senatoren das Volk, einen so verdienstvollen Mann zu schonen. Aber die Wut des Volkes kannte keine Grenzen. Die Drohrufe wurden immer lauter, und der Lärm auf dem Forum glich dem einer Schlacht. Schließlich erhob sich einer der Tribunen, gebot Ruhe und begann zu sprechen: „Damit du siehst, Coriolanus, daß das Volk, das du beschimpft und verspottet hast, trotzdem gerecht bleibt, verlangen wir nicht die Todesstrafe, sondern die ewige Verbannung aus Rom. Fliehe aus unseren Mauern, und denke in der Verbannung über dein schimpfliches Verhalten nach!“

Die einmütige Zustimmung des Volkes gab diesem Beschuß Gesetzeskraft. Da sprang Coriolanus auf und rief mit dröhnender Stimme: „Es ist eine Schande, daß in Rom das Volk regiert. Ihr verbannt mich. Ja, ich werde gehen! Aber eines Tages wird Coriolanus wieder als Sieger vor euch stehen und mit Ekel und Abscheu eure Gnadengesuche zurückweisen. Ich schäme mich, ein Römer zu sein!“ Unter dem Geleit aller Patrizier ging Coriolanus nach Hause, verabschiedete sich von seiner Familie und verließ stolz erhobenen Hauptes die Stadt.

Er zog sich auf ein in der Nähe von Rom gelegenes Gut zurück. Aber lange hielt er es dort nicht aus. Furchtbare Rachepläne ließen seine Gedanken nicht zur Ruhe kommen. Eines Tages begab er sich zu den ärgsten Feinden Roms, den Volskern, und versprach, ihnen Rom zu unterwerfen.

Hocherfreut über die willkommene Gelegenheit zur Rache, gaben sie ihm den Oberbefehl über ihr starkes Heer und alle Vollmachten. Auf ihn setzten sie ihre größten Hoffnungen. Coriolanus zögerte nicht lange. Mit den Feinden drang er in das römische Gebiet ein, verwüstete das Land und eroberte Stadt um Stadt. So gelangte er bis kurz vor Rom. Hier schlug er ein Lager auf und wollte einige Tage verweilen, um seine Kräfte zu sammeln. In der Stadt regierte die Angst. Niemand war zum Krieg gerüstet, und selbst die drohende Gefahr konnte die Zwietracht zwischen Plebejern und Patriziern nicht bannen. Ein Heer aufzustellen war unmöglich. Völlig hilflos stand Rom dem Feind gegenüber. In dieser Notlage schickte der Senat Senatoren und Freunde des Coriolanus in das feindliche Lager, um von ihm den Frieden zu erbitten. Ihm selbst sollten die alten Rechte wieder gegeben und freier Zutritt nach Rom gewährt werden. Coriolanus wies hochmütig und verächtlich die Gesandtschaft zurück. Der Senat versuchte es noch einmal. Sämtliche Priester und Auguren Roms zogen in ihren feierlichsten heiligen Gewändern in das Lager der Feinde. Aber auch sie mußten wieder heimkehren. Rom war ratlos. Das Volk flehte die Götter um Hilfe an. Überall erscholl Weinen und Wehklagen. Da versammelte eine angesehene Frau, Valeria mit Namen, die römischen Frauen und ging mit ihnen zu Coriolans Mutter Veturia und zu seiner Frau Volumnia. Valeria sagte zu den beiden: „Niemand hat uns geschickt, nur die Gefahr der Stunde. Wir bitten euch: Geht mit uns in das Lager der Volsker. Vielleicht wird euer Anblick und eure Fürsprache Coriolanus rühren. Wir alle wollen ihn um Frieden bitten.“ Die Frauen überlegten nicht lange und begaben sich auf den Weg. Als der sonderbare Zug der Frauen, die meist auch ihre Kinder mitgenommen hatten, im Lager erschien, staunten die Volsker nicht wenig. Anfangs wollte Coriolanus niemanden empfangen. Aber als ihm ein Soldat meldete, er hätte auch Veturia erkannt, eilte er stürmisch den Frauen entgegen, um seine Mutter zu umarmen, die er sehr liebte. Aber Veturia trat zurück und sah ihn an. „Bevor du mich umarmst, sage mir, ob ich zu einem Feind oder zu meinem Sohn gekommen bin. Habe ich einen Verräter geboren, der aus eitler Rache seine Heimat zerstören will? Denke daran, Marcius, daß du über den toten Körper deiner Mutter schreiten mußt, wenn du das Vaterland vernichten willst. Ich kann

es nicht ertragen, daß mein Sohn an der Spitze der Feinde in unsere Mutterstadt Rom einmarschiert. Verschone mich alte Frau mit diesem Anblick und erspare mir die Schande. Wenn du aber meinst, nicht anders handeln zu können, dann töte mich auf der Stelle!" Damit fiel sie vor ihm auf die Knie und erwartete seinen Beschuß, Weinend liefen seine Frau Volumnia und seine Kinder herbei. Die Kinder umklammerten seine Knie, als wollten sie ihren Vater nie mehr weggehen lassen, und Volumnia beschwore ihn, von seinem Vorhaben abzulassen. Coriolanus wollte sprechen, doch er konnte es nicht. Die Rührung hatte ihn übermannt. Mit Tränen in den Augen hob er seine Mutter auf, drückte sie an sein Herz und sagte: „O Mutter, du hast Rom gerettet, aber deinen Sohn hast du verloren!" Danach umarmte er wieder und wieder seine Frau und seine Kinder, als nehme er für immer von ihnen Abschied. Spät in der Nacht kehrten die Frauen mit der Freudenbotschaft in die Stadt zurück. Der Senat wollte die Frauen mit Ehren überschütten, aber das wehrten sie ab. Sie batzen nur, daß ein Tempel der Göttin Fortuna an der Stelle errichtet wurde, wo Hochmut und Stolz des Coriolanus von seiner Mutter gebrochen worden waren. Marcius Coriolanus aber führte die Volsker in ihre Heimat zurück. Hier beschuldigten sie ihn des Verrats und erschlugen ihn.

Spurius Cassius

Auch der Sieg über Coriolanus hatte den Plebejern in ihrem Kampf um größere Rechte keinen Fortschritt gebracht. Als eine der größten Ungerechtigkeiten erschien ihnen die Aufteilung des Ager Publicus, des Staatslandes. Bei der Gründung des Staates war das Land an den König, die Priester und die Patrizier verteilt worden. Das Volk hatte nur - gegen eine Pachtabgabe - einige Weiden für seine Herden benutzen dürfen. Zwar war im Laufe der Jahrhunderte viel Land durch die zahlreichen Kriege und Eroberungen hinzugekommen. Aber es war nicht, wie es gerecht gewesen wäre, an die Soldaten verteilt worden, die mit ihrem Blut und unter Einsatz ihres Lebens die Vergrößerung des Staates erst ermöglicht hatten. Vielmehr erhielten es nach altem Brauch die Patrizier. Dadurch hatte der bevorrechtete Stand seinen Reichtum ins



Ungemessene vermehrt. Reichtum bedeutete Macht, und Macht war nötig, um die uneingeschränkte Herrschaft aufrechtzuerhalten. Jetzt, da sich das Selbstbewußtsein der Plebejer gestärkt hatte, nahm das Volk die alte Forderung nach einer gerechteren Aufteilung des Ager Publicus wieder auf. Aber, was immer die Volkstribunen im Senat sagten, alle Vorschläge einer Reform wurden abgelehnt. Auch nicht einen Fußbreit Bodens wollten die Patrizier hergeben. Nur einer machte eine Ausnahme. Das war Spurius Cassius, der um jene Zeit schon zum dritten Mal Konsul war. Das Volk schätzte ihn wegen seines gerechten Sinnes. Bei dem Streit um den Ager Publicus hielt er es für seine Pflicht, ohne Vorurteile für die gerechte Sache Partei zu ergreifen. In einer Senatsitzung sagte er: „Seht ihr nicht, wie in unserer Stadt die Flamme der Zwietracht lodert? Röhrt euch der Haß nicht, der täglich aufs neue entfacht wird? Aber Worte darüber zu verlieren ist nutzlos. Wir müssen endlich handeln. Ich habe die Forderungen der Plebejer sorgsam überprüft und glaube, einen Weg zur Einigung gefunden zu haben. Ich lege euch heute ein Ackergesetz vor.“ Als er dieses Wort ausgesprochen

hatte, unterbrach ihn stürmischer Lärm, und die Zwischenrufe wollten kein Ende nehmen. „Nichts von einem Ackergesetz! Der alte Brauch darf nicht verändert werden!“ rief es von einer Seite. „Du versündigst dich an deinem Stand“, von der anderen. Ein Senator stieg sogar auf seinen Sessel und schrie durch den ganzen Saal Cassius zu: „Willst du etwa. Verrat üben? Bringen dir deine Äcker nicht genug Gewinn ein, daß du zufrieden sein könntest? Laß ab von deinem Vorhaben, noch haben wir die Macht!“ Spurius Cassius hörte sich mit erbitterter Miene die Anklagen an jetzt war er erst recht gewillt, seinen Plan durchzuführen. Nachdem die Ruhe wiederhergestellt war, begann er erneut zu sprechen: „Gerade weil wir die Macht haben, ist es unsere Pflicht, gerecht zu handeln. Hört darum meine Vorschläge: Ein Teil des Ager Publicus wird unter die Plebejer verteilt, der Rest bleibt auch weiterhin Besitz der Patrizier, die aber von jetzt an dem Staate dafür Steuern zu zahlen haben. Wenn ihr diese Vorschläge zum Gesetz erhebt, wird der größte Streitpunkt aus der Welt geschafft sein.“ Was der Senat auch versuchte, das Ackergesetz zu Fall zu bringen, Spurius Cassius blieb unbeugsam. Mit Hilfe seiner konsularischen, Macht gelang es ihm, das neue Ackergesetz bestätigen zu lassen. Nur ein Zugeständnis mußte er den Patriziern machen: Das Gesetz solle erst in Kraft treten, nachdem eine Kornmission von Patriziern festgelegt hatte, wieviel Land den Plebejern zugeteilt werden sollte. Cassius ahnte nicht, daß er es den Patriziern durch dieses Zugeständnis ermöglichte, die Durchführung des Gesetzes zu verhindern. Mit Hilfe der Kommission gelang es ihnen, seine Verwirklichung so lange hinauszuzögern, bis die Amtszeit des Konsuls abgelaufen war. Kaum hatte Spurius Cassius sein Amt niedergelegt, wurde er verhaftet. Vor der Versammlung der Patrizier sollte er sich verantworten. Ein Patrizier brachte folgende Anklage vor: „Das Ackergesetz war dir nur ein Mittel zum Zweck. Du wolltest das Volk hinter dich bringen, um gegen deinen Staat vorzugehen und Alleinherrschер zu werden. Damit hast du dein Leben verwirkt.“ Obwohl diese Anklage vollkommen unsinnig war und nicht der geringste Beweis vorlag, stimmte die Versammlung einmütig dem Todesurteil zu. Was sollte sich Spurius Cassius noch verteidigen? An den haßerfüllten Mienen seiner Gegner sah er, daß keine Gnade zu erwarten war. In knappen Worten bewies er seine Schuldlosigkeit. auf Bitten und Gnadengesuch verzichtete er.

Allerdings wagten die Patrizier nicht, die Todesstrafe öffentlich vollstrecken zu lassen. Sie fürchteten den Zorn des 'Volkes und einen neuen Aufstand. Vielleicht wollten sie auch nicht, daß ein Patrizier vor den Augen der Plebejer zum Tode geführt würde. Jedenfalls befahlen sie dem Vater des Spurius Cassius, in seinem Hause das Urteil, an dem Sohn zu vollziehen. Schmerzvoll standen sich die beiden Männer gegenüber, der Vater den todbringenden Dolch in der Hand. „Ich habe stets so gehandelt“, sagte Spurius Cassius, „wie es einem guten Römer zukommt. Erfunden war die Anklage. Die Sache der Gerechtigkeit wollte ich vertreten und bin dabei der Ungerechtigkeit unseres Standes zum Opfer gefallen. Möge mein Blut das letzte sein, das in dem inneren Kampf vergossen wird!“ Mit Tränen in den Augen sah der Vater zum letzten Male seinen Sohn an. Er wußte, daß Spurius Cassius kein Hochverräter war. Auf einen Wink des Sohnes hin vollzog er dann das ungerechte Urteil. Das Haus des Spurius Cassius wurde niedergerissen und die Fundamente verwüstet. Man verfuhr mit ihm wie mit einem wirklichen Vaterlandsverräter. Aus besonderer Gnade der Patrizier blieben seine Söhne am Leben, die aus Protest gegen die Hinrichtung ihres unschuldigen Vaters die Reihen der Patrizier verließen und zu den Plebejern übergingen.

Die Fabier und ihr Untergang

Auch für die nächste Zeit blieb die patrizische Herrschaft in Rom unangefochten. Dafür sorgten die großen, alteingesessenen Geschlechter, die mit ihrer Macht und ihrem Einfluß dem Senat hilfreich zur Seite standen. Ganz gleich, ob es sich um neue Kriege oder die Bereitstellung von Mitteln für die Unterdrückung der Plebejer handelte, immer waren sie zur Stelle. Neben den Claudiern, Valeriern und Julibern war das Geschlecht der Fabier von besonderer Bedeutung. Sie führten ihr Geschlecht mit Stolz auf Remus zurück. Wie die anderen hingen auch sie mit zäher Verbissenheit an den überlieferten, von ihren Vorfahren eingerichteten Sitten und Gebräuchen. So war es nicht verwunderlich, daß die Führung der patrizischen Partei allmählich auf die Fabier übergegangen war. Leidenschaftlich hatten sie gegen das Ackergesetz des Spurius Cassius gekämpft. Der Haß des Volkes

berührte sie wenig, denn dafür genossen sie die Achtung und Unterstützung der Adelsgeschlechter. Ihr Ansehen bei der herrschenden Schicht ging sogar so weit, daß auf mehrere Jahre hinaus immer einer der zwei Konsuln aus dem Geschlecht der Fabier gewählt wurde.

Ob als Konsuln, ob als Senatoren: immer wandten sie das altbewährte Mittel an, der inneren Schwierigkeiten Herr zu werden. Jedesmal, wenn die Gärung im Volk bedrohlich angewachsen war, sorgten sie für einen Krieg. Die Plebejer wurden zum Heeresdienst eingezogen, dann waren sie weit weg von Rom, und in der Stadt herrschte das, was die Patrizier Ruhe und Ordnung nannten. Denn bei den Soldaten verbot die harte Disziplin, politische Streitigkeiten auszutragen.

Nach dem Tode des Spurius Cassius drohte in Rom ein neuer Aufstand. Zu tief hatte der feige Mord die Plebejer gekränkt. Da griffen die Fabier zu ihrem bewährten Mittel und verwickelten Rom in einen Krieg mit der Etruskerstadt Veji. Zwischen den Vejentern und den Römern hatte es schon oft Grenzstreitigkeiten gegeben. Das nahmen die Fabier zum Anlaß, gegen Veji zu Felde zu ziehen. Den Oberbefehl führte ein Angehöriger des fabischen Geschlechtes, der Konsul Kaeso Fabius. Doch in diesem Feldzug mußte der patrizische Heerführer etwas erleben, was es in der römischen Geschichte noch nicht gegeben hatte. Die römische Reiterei hatte die Vejenter auseinandergetrieben, und der Angriff des aus Plebejern bestehenden Fußvolkes sollte beginnen. Da kamen die Soldaten dem Befehl nicht nach. Diesmal sollte der ihnen verhaßte Konsul nicht als Sieger in Rom einziehen. Ohne sich auch nur zum Kampfplatz umzublicken, machten sie kehrt und marschierten in das Lager zurück. Der Feldherr mußte den Feinden den Sieg überlassen.

In Rom rief dieser Vorfall Bestürzung hervor. Die Befehlsverweigerung der Plebejer ließ für die Zukunft das Schlimmste befürchten. Der verlorene Sieg bekümmerte die Senatoren weniger, denn so manche unter ihnen hatten schon lange mit Neid und Mißgunst auf die Macht des fabischen Geschlechts gesehen. Sie empfanden bei der Niederlage Schadenfreude und warteten auf eine günstige Gelegenheit, die Fabier zu stürzen. Da geschah etwas Unerwartetes. Die Fabier riefen alle Angehörigen ihres Geschlechtes zusammen und besprachen ihre Lage. Der Konsul Marcus Fabius, der Nachfolger des Kaeso, sagte: „Brüder, wir wollen nicht



von der Meuterei der Soldaten reden, denn im Grunde haben sie richtig gehandelt. Wir hatten den Plebejern zuviel zugemutet. Trotz aller drückenden Sorgen verlangten wir von ihnen den Kampf für das Vaterland. Unheilvoller als ihr Verhalten scheint mir die Gefahr zu sein, die uns aus den eigenen Reihen, von den Patriziern, droht. Sie hassen uns. Gewiß, auch die Plebejer hassen uns, aber deswegen, weil wir sie zu eigennützigen Zwecken mißbraucht haben. Es wäre töricht, wollten wir in dieser Lage für uns allein bleiben. Welcher der beiden Parteien sollen wir uns für die Zukunft anschließen? Ich meine, die Pflicht gegenüber unserem Vaterland gebietet uns, dorthin zu gehen, wo für eine gerechte Sache gekämpft wird. Von heute ab müssen wir also um die Freundschaft, der Plebejer ringen. Sie sollen erkennen, daß wenigstens eines der ehrwürdigen Geschlechter Roms für eine glückliche Zukunft aller Römer und ein vernünftiges Zusammenleben in Rom eintritt“ Die Fabier, die zum strengsten Gehorsam innerhalb ihrer Sippe erzogen waren, schlossen sich vorbehaltlos der Meinung ihres Konsuls an, auch wenn längst nicht alle sie teilten.

Noch war der Krieg mit Veji nicht beendet. Raubend und plündernd durchzogen die Vejenter römisches Grenzgebiet, kühner geworden durch die Zwistigkeiten im römischen Heer. Da gingen die fabischen Feldherrn in das römische Lager zu den Soldaten, sprachen freundschaftlich mit ihnen und suchten ihnen zu helfen, wo sie nur konnten. Anfangs wußten die Plebejer nicht, worauf die veränderte Haltung der Fabier zurückzuführen war. Immerhin ließen sie sich von ihnen bereden, die Entscheidungsschlacht zu führen.

Ohne Rücksicht auf das eigene Leben stürzten sich die Feldherrn in die Reihen der Feinde. Sie kämpften mit vorbildlicher Tapferkeit und waren bemüht, während des Kampfes die Soldaten zu schonen. Verwundete brachten sie auf ihren Pferden zurück; sie warfen sich zwischen die Kämpfenden, wenn römische Soldaten in Gefahr waren; sie gaben den Wankelmütigen durch ihr Vorbild neuen Mut.

Der Sieg wurde errungen, aber zwei der fabischen Feldherren verloren ihr Leben. Getreu dem gegebenen Wort, sorgten die Fabier auch weiter für die Soldaten. Die Verwundeten nahmen sie zur Pflege in ihren Häusern und Landgütern auf. Jetzt waren die Plebejer überzeugt, daß die Fabier es wirklich gut mit ihnen meinten, und als dann gar ein Fabier im Senat die Durchführung des Ackergesetzes forderte, söhnten sie sich mit dem einst so verhaßten Geschlecht aus. Seitdem waren die Fabier die Lieblinge des Volkes.

Die Patrizier dagegen waren entsetzt über das Verhalten ihrer Standesgenossen und nahmen offen Stellung gegen die Fabier. Sollte etwa ihre Herrschaft durch den Abfall dieses mächtigen Geschlechtes ins Wanken geraten? Ob nicht das Beispiel des Spurius Cassius den Abtrünnigen zu denken gab?

Aber zu Racheplänen kam es gar nicht mehr. Denn trotz des Sieges ging der Krieg mit Veji weiter, das inzwischen Verstärkung aus anderen Städte Etruriens erhalten hatte. In diesem Augenblick sprach einer der Fabier im Senat und sagte: „Auf unser Betreiben wurde der Krieg gegen Veji begonnen. Er hat das Volk viele Tote gekostet. Damals wollten wir die Plebejer durch einen Krieg von ihrem Kampf ablenken. Jetzt wissen wir, daß es eine Schande war, das kostbarste Gut des Menschen, das Leben, aus Eigennutz aufs Spiel zu

setzen. Wir wollen das, was wir als unsere Schmach empfinden, wiedergutmachen. Wir, die Familie der Fabier, wollen allein mit unseren Anhängern und Freunden diesen Krieg beenden!"

„Eine wahrhaft edle Gesinnung“, erwiderten die Patrizier, die in diesem Entschluß eine gute Gelegenheit sahen, die verhaßten Fabier loszuwerden. „Ihr seid immer die Tapfersten und Besten unter uns gewesen und wißt, was ihr unserem Staat schuldig seid!"

„Was wir dem Volk schuldig sind“, verbesserten die Fabier. So gab der Senat ihnen freudig und erleichtert die Genehmigung zum Kampf. Wie ein Lauffeuer hatte sich beim Volk der Plan der Fabier herumgesprochen. Unbeschreiblicher Jubel erfüllte die Stadt. Endlich würden die Sorgen des Krieges verschwinden. Noch mehr erfreut aber war man darüber, daß das stolze Geschlecht wiederum seine Freundschaft zum Volk bewies. Der Ausmarsch der Fabier glich einem Triumphzug. Bis an die Stadttore begleiteten die Einwohner ihre neuen Freunde. Niemand ahnte, daß die tapferen Fabier ihre Stadt nie wiedersehen würden.

Als sie am Fluß Cremera, unweit des etruskischen Gebietes, angekommen waren, schlugten sie ein festes Lager auf. Von hier aus führten sie viele Wochen lang einen Kleinkrieg gegen die Vejenter. Sie jagten ihnen ihre Beute ab, schlugten ihre Abteilungen zurück, und drangen sogar in feindliches Gebiet ein, um zu plündern und die Herden wegzuführen. Trotz der eigenen Übermacht wagten die Vejenter keine offene Schlacht. Als die Fabier merkten, daß sie keinen energischen Widerstand zu erwarten hatten, wurden sie immer kühner und zuversichtlicher. Ihre Wachsamkeit ließ nach, sie wurden sorglos und zogen in kleinen Gruppen nach Raub und Beute aus. Das nutzten die Feinde und suchten die Römer in einen Hinterhalt zu locken. Eines Tages trieben sie eine zahlreiche Herde nahe am Lager der Fabier vorbei. Kaum hatten die Römer das bemerkt, stürmten sie herbei, um die Herde zusammenzutreiben. Die hatte inzwischen eine Bergweide erreicht, die rings von waldigen Höhen umgeben war. Und in den Wäldern warteten die Vejenter. Auf ein gegebenes Zeichen erscholl ihr Schlachtruf, und wie Hagel prasselten die Speere und Pfeile in die Reihen der Fabier. Schritt um Schritt drängten die Etrusker die Fabier in die Mitte. Noch einmal rafften die Römer alle Kräfte zusammen, bildeten einen Keil und schlugten

sich auf einen nahen Hügel durch. Immer mehr von ihnen fielen tot zu Boden, aber unentwegt kämpften die Überlebenden. Da gelang es den Vejentern, einen Berg im Rücken der Römer zu besetzen. Nicht mehr von unten, sondern von oben flogen nun die Geschosse und Felsbrocken auf die Fabier, bis auch der letzte getötet war.

306 Fabier waren gefallen, und aus der ganzen großen Familie lebte nur noch ein Knabe, der wegen seiner Jugend nicht am Kampf hatte teilnehmen können und in der Stadt zurückgeblieben war. Er wurde später der Stammvater eines neuen fabischen Geschlechts. Der Tag, an dem die Fabier starben, der 18. Juli des Jahres 477 v. u. Z., galt dem Volke von Rom von da an als Dies Ater, als Trauertag. An ebendiesem Tage aber hatte sich, kaum eine Stunde weit vom Schlachttort entfernt, der römische Konsul Menenius mit seinem Heer im Lager befunden. Er hatte es nicht für nötig gehalten, seinen Landsleuten und Standesgenossen zu Hilfe zu kommen.

Cincinnatus

Nach dem Untergang der Fabier sahen manche Patrizier den Weg frei, um mit den Plebejern Streit anzufangen. Bei Tag und Nacht zogen Gruppen junger Patrizier durch die Straßen der Stadt und machten zu ihrer Belustigung Jagd auf die Plebejer. Sogar einen Volkstribunen ermordeten sie.

Kaeso Quinctius, der Sohn des Patriziers Lucius Cincinnatus, war einer der berüchtigsten Anführer solcher Scharen. Er hatte riesige Kräfte, und wegen seiner Tapferkeit in den Kriegen besaß er auch bei den Soldaten Ansehen. Auf seine patrizische Herkunft sehr stolz, glaubte er jetzt, durch Schlägereien und Überfälle seinem Stand Ehre zu machen. Lange sahen die Patrizier mit schlecht verhohلنener Freude den unrühmlichen Taten Kaesos zu. Aber schließlich wurde es selbst einigen von ihnen zuviel. Sie baten die Konsuln, die Aktionen gegen die Plebejer zu verbieten. Die Zeit war ja vorbei, wo sich das Volk alles wehrlos gefallenließ.

„Soll denn in unserer Stadt der offene Bürgerkrieg ausbrechen?“ fragten die besorgten Patrizier.

„Wir sehen keinen Grund zum Einschreiten“, erwiderten die Konsuln. „Kaeso ist jung und übermütig. Er hat in den Kriegen bewiesen, daß er

seine vaterländischen Pflichten kennt. Laßt ihm seinen Spaß. Er tut uns ja keinen Schaden!“

Den warnenden Patriziern gefiel diese Antwort, nicht. Aber wenn die Konsuln die Verantwortung tragen wollten, dann mußten sie auch für die Folgen aufkommen. Die Plebejer jedoch waren entschlossen, dem Treiben Kaesos ein Ende zu bereiten. Von allen plebejischen Einwohnern unterstützt, forderten die Volkstribunen die Aburteilung des Anführers Kaeso und luden ihn vor Gericht. Aber dem hochmütigen Patrizier erschien es unwürdig, das Volk als Richter über sich anzuerkennen. Er lachte über die Forderung der Tribunen und setzte seine Streifzüge durch die Straßen der Stadt fort. Da wurde der Haß des Volkes so gewaltig, daß die Gerichtsverhandlung doch angesetzt werden mußte. Am Tage der Verhandlung erschien Kaeso mit einem großen Gefolge von Patriziern. Anmaßend und stolz ließ er seine Blicke über das Volk gleiten. Er wollte sich alle gut einprägen, die etwas gegen, ihn vorzubringen hatten. Ein Volkstribun verlas die Anklage und forderte die Plebejer auf, Beweise vorzubringen. Endlos war die Reihe der Verbrechen. So ergrimmt war das Volk, daß es den Angeklagten gern sofort und mit eigenen Händen gerichtet hätte. Um den Übeltäter vor der allgemeinen Wut zu schützen, forderte der Volkstribun, ihn bis zur zweiten Verhandlung ins Gefängnis zu werfen. Aber bevor ihn die Gerichtsdiener ergreifen konnten, stellten sich die Patrizier um ihren Freund und nahmen mit erhobenen Waffen eine drohende Haltung ein. Sie riefen: „Nicht eher darf nach dem heiligen Recht der Patrizier ein Angeklagter verhaftet werden, als bis ein endgültiges Urteil gesprochen worden ist. Wagt nicht, unserem Kaeso Gewalt anzutun.“ Der Tribun antwortete: „Wir wollen weder Gewalt noch Streit. Wir wollen, nur Recht und Gerechtigkeit. Gut also, er soll bis zu unserer nächsten Sitzung frei sein. Dafür stellt uns aber zehn Männer; die mit einer hohen Summe für ihn bürgen!“ Darauf gingen die Patrizier ein. Nachdem die zehn Männer bestimmt waren, wurde die Sitzung geschlossen. Kaeso hatte erkannt, daß es diesmal ernst wurde. Seine Bürgen waren ihm gleichgültig, noch in derselben Nacht floh er aus Rom. Als er bei der nächsten Gerichtssitzung nicht erschien und seine Flucht bekannt wurde, sollte die Bürgschaft eingetrieben werden. Aber auch die Bürger waren

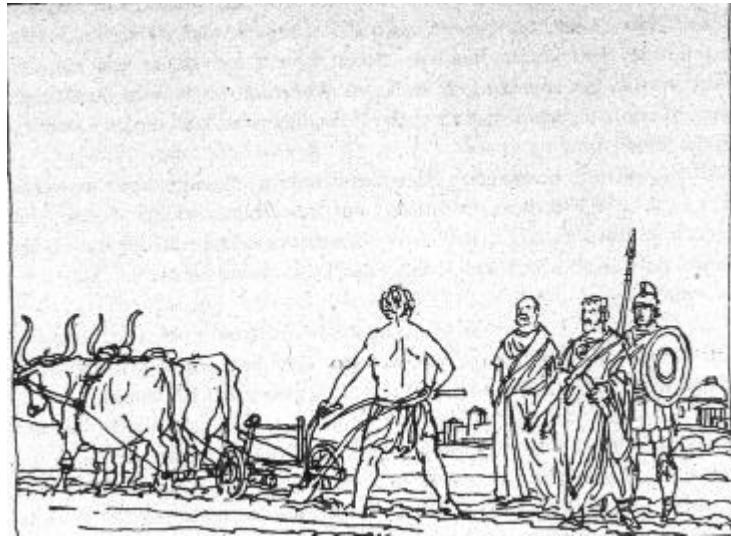
inzwischen verschwunden. Also mußte der Vater Kaesos, Lucius Cincinnatus, das Geld aufbringen. Kein Wort der Klage kam über seine Lippen. Er verkaufte seinen ganzen Besitz, um das Geld dem Gericht abliefern zu können. Bar aller Mittel, zog er sich über den Tiber in eine ihm verbliebene Hütte zurück und bestellte den dazugehörigen Acker. Das Herz voller Haß war Kaeso zu den Sabinern geeilt. Durch Hetzreden und Versprechungen gewann er Anhänger für seinen Plan, in Rom mit Hilfe seiner dortigen Freunde die Macht an sich zu reißen und sich vor allem an den Plebejern für seine Niederlage zu rächen. Besondere Unterstützung fand Kaeso bei dem Sabiner Appius Herdonius, als er ihm schließlich sogar die Herrschaft über Rom versprach. Verbindung zu Kaesos Freunden in Rom wurde aufgenommen und der Kampf vorbereitet. In der nächsten Vollmondnacht war es soweit. Die Verschwörer bestiegen die Schiffe und fuhren den Tiber abwärts bis nach Rom. An einer günstigen Stelle nicht weit vom Capitol wurde gelandet. Lautlos schlichen sich die Sabiner unter Führung von Kaeso auf die Burg und machten die überraschte Besatzung nieder. Nur wenigen gelang es, zu entkommen und in die Stadt zu eilen, um dort das Ungeheuerliche zu berichten. Unterdessen rüsteten sich die Verschwörer auf dem Kapitol, die Burg zu verteidigen und warteten auf die Unterstützung durch ihre Freunde in Rom. Aber diese Hilfe kam nicht, denn ganz Rom war in größter Erregung. War nicht das Kapitol das Heiligtum der Republik? Sofort mußten die Verschwörer vertrieben werden. Zum Glück erschien gerade zu dieser Zeit ein Ersatzheer aus dem verbündeten Tusculum in Rom. Damit war die Niederlage der Sabiner besiegelt. Kaeso und Herdonius sahen mit Bangen, wie sich der Ring immer enger um die Burg schloß. In Herdoniu erwachte Mißtrauen. Er trat vor Kaeso und fragte: „Wo bleiben dein Patrizier, die uns zu Hilfe kommen sollten? Du wolltest uns Sabinern ausnutzen, um deine eigene Macht zu errichten!“ „Man hat mich schmählich im Stich gelassen“, antwortete Kaeso. „Mich täuschst du nicht, Verräter, nimm deinen Lohn“, rief Herdonius und stieß Kaeso den Dolch in die Brust. Schon waren die Römer kämpfend in den Burghof eingedrungen. Appius Herdonius selbst fiel, sämtliche Sabiner und Verschwörer wurden von den erzürnten Römern niedergemacht.

Kurz danach brachen die östlichen Nachbarn der Sabiner, die Aequer, den Frieden. Gleichzeitig fielen auch die Sabiner in das römische Gebiet ein, um den Tod des Herdonius zu rächen. Zwei Heere stellte Rom auf, die den Feinden getrennt entgegenrückten. Während die Sabiner abgewehrt werden konnten, wurde das römische Heer, das gegen die Aequer kämpfte, eingeschlossen. Möglichkeiten, den starken Ring der Feinde zu sprengen, gab es nicht. Als dieses Unglück bekannt wurde, war der Jammer vieler Mütter und Frauen in Rom groß. „Rettet unsere Söhne und Männer“, riefen sie dem Senat zu, „wir wollen nicht auch noch das letzte verlieren, was wir besitzen!“

Der Senat war ratlos. Beide Konsuln standen im Felde, der eine im Kampf mit den Sabinern, der andere von den Aequern eingekreist. Alle übrigen römischen Feldherrn befanden sich gleichfalls bei einem der beiden Heere oder waren alt und krank. Hinzu kam, daß der neue Mann, der Retter des Vaterlandes werden sollte, mit besonderen Vollmachten ausgestattet werden mußte. Es mußte ein Diktator sein, unabhängig von den Konsuln, unabhängig vom Senat, aus eigener Verantwortung nur auf das Wohl des Vaterlandes bedacht. Nach langem Nachsinnen verfiel der Senat auf einen Mann, der einige Jahre zuvor Konsul gewesen war und der trotz seiner patrizischen Abstammung als Sinnbild des echten, strengen, republikanischen Römertums galt. Es war der Vater des unseligen Kaeso, Lucius Cincinnatus. Als die Boten des Senats zu ihm kamen, um ihm das neue Amt anzubieten, pflügte Cincinnatus gerade, nur mit einem Schurz bekleidet, seinen Acker. Verwundert sah er den Männern entgegen. Was wollte man von ihm, der ganz zurückgezogen lebte, der arm war, der nach Meinung der Mächtigen zum „alten Eisen“ gehörte?

Ernst baten die Boten ihn, seine Toga anzulegen und einen Auftrag des Senats zu empfangen. Eilig wischte Cincinnatus Staub und Schweiß von seinem Gesicht und warf sich die von seiner Frau herbeigebrachte Toga über. So erfuhr er von seiner Wahl. Ohne Zögern nahm er Abschied von seiner Frau und eilte nach Rom.

Hier wurde er mit allen Ehren empfangen und zum Senat geleitet. Betrübt hörte er von der hoffnungslosen Lage des eingeschlossenen Heeres. Nicht eine Minute durfte verlorengehen. In größter Eile rief er, alle



waffenfähigen Greise, Männer, Jünglinge zusammen und befahl ihnen, sich am folgenden Tag mit Schanzwerkzeug zu versammeln. Schon am späten Abend gelangte Cincinnatus mit seinen Truppen an Ort und Stelle. Rund um die Feinde und in größter Stille, damit sie nicht erwachten, stellte er seine Soldaten auf, und ließ einen hohen Wall errichten. Bis zum Morgengrauen mußte die Schanzarbeit beendet sein. Cincinnatus gönnte sich keine Ruhe. Überall packte er selbst mit an, verbesserte die Aufstellung der Soldaten, beriet mit den Hauptleuten den Angriffsplan. Endlich war unter den größten Anstrengungen der Soldaten das Werk vollendet. Nur kurze Zeit der Ruhe blieb den Römern bis zur Eröffnung des Kampfes. Schon war am Himmel die erste Morgenröte zu sehen. Unheilvoll ruhig lag das Tal da. Gespenstisch wie ein riesiger Kreis ragte der hohe Wall aus der Ebene hervor. Die verabredete Stunde war da. Auf ein Zeichen des Cincinnatus brachen die Römer in ein gewaltiges Geschrei aus.

Aufgeschreckt liefen die Aequer durcheinander und konnten es nicht fassen, daß sie nun selbst eingeschlossen waren und nichts davon gemerkt hatten. Aber auch die von den Feinden umgebenen Römer hörten das Geschrei und erkannten freudigen Herzens ihre Landsleute. Die nahe Erlösung aus schwerster Bedrängnis gab ihnen neuen Mut. Schnell griffen sie zu den Waffen und bekämpften die Feinde. Die Aequer mußten den Kampf nach zwei Seiten führen. Sie befanden sich in einer verzweifelten Lage. Als sie schließlich erkannten, wie wirksam der rund um sie errichtete Wall war, ließen sie ihre Waffen sinken und baten Cincinnatus um Frieden. Die Bedingungen, die der Feldherr den Aequern wegen ihres Friedensbruchs auferlegte, waren hart. Alle Anführer der Feinde wurden in Ketten gelegt und später im Triumphzug nach Rom geführt. Auf dem Schlachtfeld ließ Cincinnatus zwei Speere in die Erde rammen und einen dritten quer darüber befestigen. Unter diesem Joch mußte das feindliche Heer waffenlos hindurchgehen, dann konnte es in seine Heimat abziehen. Der Gang durch das Joch war die größte Schande, die einem besieгten Heere widerfahren konnte. Als diese Kunde zu den Sabinern gelangte, beendeten auch sie schleunigst den Krieg. In einem großartigen Triumphzug und unter dem unbeschreiblichen Jubel der Einwohner Roms, zog der Diktator Cincinnatus in die Stadt ein. Alle Ehrungen lehnte er ab und legte, da er Rom nun in Frieden mit den Aequern und Sabinern wußte, nach sechzehn Tagen seiner Amtszeit die Diktatorenwürde wieder ab. Er kehrte zurück in seine Hütte und zu seinem kleinen Acker jenseits des Tibers. Dort lebte er sein bescheidenes und fast ärmliches Leben, vom Volk geachtet und geehrt. So befreite Cincinnatus die Stadt von einer Gefahr, in die sie durch Verrat seines Sohnes geraten war.

Das Zwölftafelgesetz

Nach den vielen Kriegen war das Volk erschöpft. Es sehnte sich nach Ruhe und erhoffte eine friedliche Beilegung der inneren Zwistigkeiten. Aber es hoffte vergebens. Kaum waren die Soldaten zu ihren Familien zurückgekehrt und hatten

ihre Arbeit wieder aufgenommen, flamme der alte Streit von neuem auf. Mit gewohnter Willkür sprachen die Patrizier über die Bürger Recht. Wer den Patriziern nicht gefiel, wurde ohne Verhandlung in den Kerker geworfen. Es gab kein Gesetz, das ihn vor einer solchen Haft bewahren konnte. Noch immer fehlte den Plebejern das Recht, sich gegen die Urteile der Patrizier zu wehren. Vor Jahren schon hatte der Volkstribun Terentilius Arsa beim Senat einen Antrag vorgebracht, gleiches Recht für alle Bürger herzustellen und die Gesetze aufzuschreiben. Doch die Patrizier hatten diese selbstverständliche Forderung des Volkes als Unverschämtheit abgelehnt. Jetzt kam der Tribun auf seinen Vorschlag zurück und machte ihn zum heißumstrittensten Punkt der inneren Auseinandersetzungen. Erst als die Plebejer mit den bereits bewährten Mitteln drohten, mit Kriegsdienstverweigerung und Auswanderung, gab der Senat nach. Er schickte Gesandte nach Athen und in die von Griechen bewohnten Städte Südaladiens und Siziliens, wo sie die dortige Gesetzgebung studieren sollten. Zwei Jahre lang prüften und sammelten sie die weisesten Gesetze der Griechen an Ort und Stelle. Dann kehrten sie nach Rom zurück. Nun wurden zehn Männer, die Decemvir, gewählt; sie bekamen den Auftrag; aus all diesen Gesetzen diejenigen auszuwählen, die sich für Rom eigneten. Außerdem sollten sie den so ausgewählten Gesetzen eine ewig gültige, schriftliche Form geben. Für ein Jahr sollten diese Decemvir die höchste Staatsgewalt innehaben, für ein Jahr also weder Konsuln noch Volkstribunen gewählt werden. Beide Parteien hatten geringes Vertrauen zu dieser Regelung. Die Patrizier, weil sie fürchteten, Stück um Stück von ihrer Macht abgeben zu müssen. Die Plebejer, weil alle Decemvir dem Patriziat entstammten und weil ihr Oberster, Appius Claudius, bisher stets einer ihrer heftigsten Gegner gewesen war. Aber ein Wunder geschah. Wenn die zehn Männer es auch nicht jedem recht machten, so schufen sie doch allgemein und für alle Teile geltende Gesetze. Und diese Gesetze waren gerecht. Noch nie, solange Rom bestand, hatte es so wenig Streitigkeiten gegeben. Das neue Gesetz war eine Wohltat für die ganze Stadt. Jedermann hatte das Gefühl, mitbestimmen zu dürfen. Denn bevor jeder einzelne Punkt des Gesetzes Gültigkeit bekam, wurde er rechtzeitig vorher bekanntgegeben. Wer anderer Meinung war,

ganz gleich, ob Patrizier oder Plebejer, konnte sich an einen der Decemvir wenden, ob auf der Straße, ob in ihrem Amtssitz. Er brachte seine Bedenken vor, und mehr als einmal geschah es, daß das Gesetz durch solchen Einspruch verändert, verbessert wurde. Am Ende des Jahres war das Werk der Gesetzgebung beendet. Es wurde auf zehn große Tafeln aus Bronze geschrieben und auf dem Forum ausgestellt. An diesen Tafeln lernten die Kinder das Lesen und die Heranwachsenden, was Recht und was Unrecht war.

Mit dieser großen Tat wäre die Aufgabe der gewählten zehn Männer beendet gewesen, und sie hätten ihre Gewalt wieder dem Senat, den Konsuln und den Tribunen übertragen müssen. Aber sie erklärten, die Gesetzgebung wäre noch nicht vollständig. Es fehlten noch zwei Tafeln. Die Decemvir blieben also für ein weiteres Jahr im Amt und an der Macht.

An der Macht das war das Gefährliche. Sie hatten die Annehmlichkeiten der Macht kennengelernt. Es ging ihnen nicht mehr um Recht und Gerechtigkeit, es gab kein Entgegenkommen mehr, kein geduldiges Anhören von Bedenken und Einwendungen. Bittsteller standen vor verschlossenen Türen. Das Gefängnis füllte sich wieder mit unschuldig Verhafteten. Dann waren auch die letzten beiden Gesetzestafeln fertiggestellt. Das zusätzlich bewilligte zweite Amtsjahr ging zu Ende. Weder die Plebejer noch die Patrizier wünschten eine weitere Verlängerung des Decemvirats. Genug Furcht und Schrecken hatten die Plebejer in der letzten Zeit wieder ausgestanden, und ihre Forderung nach geschriebenen Gesetzen war erfüllt. Auch die Patrizier waren gegen eine Neuwahl. Schon lange war ihnen die bevorzugte Stellung der zehn Auserwählten ein Dorn im Auge. Nicht zu Unrecht argwöhnten sie, Appius Claudius strebe nach der Alleinherrschaft. Dagegen spürten die Decemvir nicht die geringste Lust abzutreten. Ihnen gefiel es gut, mit der höchsten Macht ausgerüstet, den Staat zu leiten. Daher befragten sie weder das Volk noch den Senat. Sie blieben einfach nach Ablauf der Zeit im Amt.

Sicinius Dentatus

Um diese Zeit lag das Heer, wie schon so oft, an den Grenzen zum Lande der Sabiner. Auch die Soldaten sprachen von den Zuständen zu Haus in der Stadt, I
Einer der Männer im Heer, der sich am meisten Gedanken machte, war Lucius Sicinius, der den Zunamen Dentatus führte, weil er mit einem Zahn geboren worden war. Er war Hauptmann und schon bei Jahren. In ein-hundertzwanzig Schlachten hatte er sein Leben für das Vaterland eingesetzt. Vierzehn Bürgern hatte er das Leben gerettet. Fünfundvierzig Narben trug er auf der Brust. Und die Menge von Ehrenzeichen, die er besaß, war kaum mehr zu zählen. Bürgerkränze, Goldketten, Armbänder, wie sie an verdiente Soldaten verliehen wurden. Eines Tages hatte sich wieder eine Menge Soldaten um ihn versammelt. Es lohnte sich, ihm zuzuhören, wenn er von seinen Kriegserlebnissen sprach und das römische Heldentum pries. Aber diesmal zeigte seine Stirn sorgenvolle Falten. „Wie gern würde ich euch auch heute von siegreichen Schlachten erzählen“, sagte er zu seinen Kameraden.. „Aber die Sorge um das Vaterland lässt mich nicht zur Ruhe kommen!“

„Laß uns hören, was dir so viel Kummer bereitet. Vielleicht können wir dir helfen“, sagte ein Soldat.

„Heute hatte ich Nachrichten aus Rom“, begann Sicinius wieder. „Dort haben sich die Decemvirn gewaltsam für ein weiteres Jahr der Herrschaft bemächtigt. Das bedeutet trotz des Zwölftafelgesetzes ein Jahr Gesetzlosigkeit für unsere Mitbürger, Das Volk müßte wieder seine Tribunen wählen können. Aber wenn das verhindert wird, dann sollte es an jene rühmliche Auswanderung auf den Heiligen Berg denken. Vielleicht wäre ein neuer Auszug die Rettung für unseren Staat. Aber wir sind weit weg von der Stadt und haben den Feind vor uns. Hilflos sehen wir unsere Frauen und Mütter den Tyrannen preisgegeben.“

Es dauerte nicht lange, und die Decemvirn wußten vorn Sicinius und seinen in ihren Augen aufrührerischen Reden. „Wer uns gefährlich wird, muß sterben“, meinte Appius Claudius in der nächsten Sitzung. „Es ist doch schließlich einfach genug, während eines Krieges einen Soldaten zum Schweigen zu bringen.“ Alle wußten, was Appius meinte, und waren mit dem Tode des verdienten Hauptmanns einverstanden.

Einige Tage später, brachten Boten dem Feldherrn die Nachricht, daß die Sabiner wieder anfingen zu plündern. Diese Gelegenheit benutzte der Heerführer, um die aus Rom erhaltenen Anweisungen auszuführen. Er befahl Sicinius zu sich und sagte: „Du bist ein zuverlässiger Mann, Sicinius, daher sollst du mir die Gegend und das Vorhaben der Sabiner auskundschaften. Ich gebe dir Begleiter mit, die sehr erfahren und zuverlässig sind, auch wenn du sie nicht kennst. Sie sind eben erst aus Rom angekommen. Als der Spähtrupp weit genug vom Lager entfernt war, stürzten sich die gedungenen Begleiter auf den ahnungslosen Sicinius und ermordeten ihn. Obwohl Sicinius alles andere eher vermutet hatte als diesen feigen Überfall, streckte er viele seiner Angreifer nieder, bevor er erschlagen wurde. Die Überlebenden eilten wie auf der Flucht zurück ins Lager und berichteten, die Sabiner hätten sie überfallen und dabei wäre Sicinius getötet worden. Schnell liefen die Legionäre zu dem Ort des Unheils und fanden ihren Hauptmann, aus vielen Wunden blutend, tot auf der Erde. Aber siehe da, seine Waffen und sein Schmuck waren nicht geraubt, und kein Sabiner lag unter den Toten, sondern nur Römer. Da wußten die Soldaten, wer Sicinius ermordet hatte. Die Erregung im Lager war ungeheuer. Nie mand zweifelte, daß Sicinius den Decemvir zum Opfergefallen war. Die Legionen wollten sofort nach Rom aufbrechen, um die Mörder zur Rechenschaft zu ziehen. Aber dann ließen sie sich bereuen. Man versprach ihnen, der Tote sollte feierlich und mit allen militärischen Ehren begraben werden. Damit gaben sich die Soldaten zufrieden. Aber sie schrieben sich ins Gedächtnis, was geschehen war.

Virginia

Appius Claudius, sehr zufrieden über die Ermordung des für ihn so gefährlichen Hauptmanns, heuchelte Trauer und verdammte mit lauten Worten die Urheber des Mordes. Nie hatte er sich sicherer in seiner Macht gefühlt. Deshalb scheute er nicht vor einer neuen Untat zurück. Als Appius Claudius eines Tages, von seinen Liktoren begleitet, aus dem Sitzungssaal nach Hause ging, erblickte er auf dem Forum eine junge Römerin, die langsam vorüberging. Er meinte, noch nie ein so schönes Mädchen



gesehen zu haben. Anmutig war sein Gang und stolz seine Haltung. Heftige Leidenschaft ergriff Appius Claudius und der Wunsch, es zu besitzen. Er winkte einen Liktor heran und fragte ihn: „Wer ist dieses schöne Mädchen? Mir scheint, ich habe es noch nie in Rom gesehen.“

„Es ist Virginia, die Tochter des Hauptmanns Virginius, der jetzt im Feld ist. Ihr Bräutigam ist Icilius. Er war schon zweimal Tribun.“

„Also ist sie eine Plebejerin?“

„Ja, aber sie stammt aus einem berühmten Geschlecht.“

Appius sah dem Mädchen wie gebannt nach, bis es seinen Blicken entschwanden war. Gleich am nächsten Tag schickte er Freunde zu Virginia, die ihr in seinem Auftrag Geschenke brachten und für ihn werben sollten. Sooft er das auch wiederholte, Virginia blieb für alles Reden taub. Wenn er sie ansprach, entfloß sie, von Abscheu erfüllt. Das reizte Appius um so mehr: Wozu, so sagte er sich, war er denn schließlich der mächtigste Mann im Staate? Wer durfte ihm Widerstand leisten? Ihr Vater und ihr Bräutigam standen ja im Felde, um so leichter also würde er seine Pläne verwirklichen können. Er rief seinen Untergebenen Marcus Claudius zu sich, der ihm in allen Dingen treu ergeben war. „Geh morgen auf das Forum“, sagte der Decemvir zu Marcus; „sobald Virginia erscheint, schreie die Menschen zusammen“

und erkläre, Virginia gehöre dir. Behaupte, sie sei die Tochter deiner Sklavin und sei als kleines Kind aus deinem Hause geraubt. Morgen halte ich meinen Gerichtstag. Sollte Virginia dir nicht gutwillig folgen, so bringe sie mit Gewalt vor meinen Richterstuhl. Für das Weitere werde ich sorgen! Hast du meinen Plan verstanden?“

„Jawohl, Herr“, antwortete Marcus, „du wirst mit mir zufrieden sein.“ Am nächsten Tag begab sich Marcus schon in aller Frühe auf das Forum. Schließlich kam Virginia mit ihrer Begleiterin, um die häuslichen Einkäufe zu erledigen.

Sofort stürzte Marcus auf sie zu und rief so laut, daß alle Leute es hören konnten: „Endlich habe ich dich wiedergefunden, Virginia. In mein Haus gehörst du, denn du bist ja die Tochter meiner Sklavin. Kehre sofort mit mir zurück!“

Das Mädchen und ihre Begleiterin waren starr vor Entsetzen. Angstvoll umschlangen sie sich und riefen, daß doch Virginius der Vater des Mädchens wäre. Aber lauter als sie schrie Marcus und rief nach Richter und Gericht. Die Männer und Frauen, die Virginia kannten, lachten nur und sagten: „Gehe nur unbesorgt mit, das Recht steht auf deiner Seite. Gleich werden alle Mißverständnisse geklärt sein.“ Schon von weitem sah Appius den Zug mit Virginia nahen. „Endlich“, dachte er, „kannst du mir nicht mehr entwischen. Nun wird sich zeigen, wer in Rom Herr ist!“

Marcus brachte seine Klage vor und schloß mit den Worten: „Also fordere ich von dir, Appius Claudius, daß du mir durch dein Urteil mein Eigentum zurückgibst!“

Erregt verteidigte das Volk Virginia. „Denke daran“, rief ein angesehener Plebejer, „daß Virginias Vater im Felde steht und deshalb die Wahrheit nicht beweisen kann, in jedem Fall muß er gehört werden, bevor ein Urteil gesprochen wird.“

Appius zögerte. Warum sollte er nicht auf den berechtigten Einspruch eingehen? Virginias Vater war ja so schnell nicht herbeizuholen. Um den Schein zu wahren, vertagte er die Entscheidung auf den folgenden Tag, denn er war sicher, daß Virginius bis dahin nicht in Rom sein konnte.

Aber das Volk durchschaute seinen Plan. Zwei Jünglinge wurden auf den besten Pferden, die man auftreiben konnte, in das Lager zu Virginius gesandt, um ihn sofort nach Rom zu holen. Gleichzeitig schickte Appius Boten an den Heerführer mit dem Befehl, Virginius überwachen zu lassen

und ihm keinesfalls die Erlaubnis zum Verlassen des Lagers zu geben. Aber die beiden Jünglinge ritten so schnell, als gelte es ihr eigenes Leben. Sie trafen als erste im Lager ein und unterrichteten den Vater über die Vorfälle in Rom. Ohne Zaudern schwang sich Virginius auf sein Pferd und ritt in größter Eile nach Rom.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht von dem sonderbaren Prozeß durch die Stadt verbreitet. Eine große Volksmenge strömte am folgenden Tag zum Forum. Jeder wollte wissen, wie dieser ungewöhnliche Streitfall ausging. Inmitten weinender Frauen trat Virginia vor den Richterstuhl des Decemvirn. Ihr zur Seite schritt finsternen Gesichts ihr Vater Virginius, noch völlig erschöpft von dem gewaltsamen Ritt. Auch ihr Bräutigam Icilius begleitete sie. Mit Schrecken erblickte Appius den Vater. Wie war es möglich, daß er so schnell in Rom sein konnte? Aber dann lächelte er. Was vermochte denn dieser Mann gegen Appius, den ersten Mann Roms?

Erneut trug Marcus seine Klage vor. Noch ehe der Vater Virginias etwas sagen konnte, begann Appius zu sprechen: „Ich habe mich seit gestern gründlich mit der Anklage befaßt und die Angaben überprüft. Hört mein Urteil: Virginia ist tatsächlich des Marcus Eigentum. Führe sie also zurück in dein Haus, Marcus. Schafft ihm Platz, Liktoren! Niemand soll es wagen, Gewalt anzuwenden!“

Bleich und verzweifelt stand der Vater da. Er wußte, daß sein Kind verloren war. Gegen Gewalt war das Recht machtlos. Es gab nur noch einen Ausweg, die Tochter vor Schande zu retten. Hastig rief er Appius zu: „Nur eine Bitte hat der arme Vater noch. Laßt mich von Virginia Abschied nehmen.“

Das konnte ihm selbst Appius nicht verweigern, und er gab seine Zustimmung. Darauf nahm Virginius Virginia zur Seite und umarmte sie unter Tränen. Plötzlich ergriff er vom Tisch der Schlächterbude, neben der sie standen, ein Messer und stieß es Virginia ins Herz. „Lieber sehe ich dich tot als dem Tyrannen ausgeliefert!“ schrie er und stürmte, das blutige Messer hocherhoben in der Hand, durch die Menge. Er rief: „Rächt mit mir den Tod des unschuldigen Mädchens. Macht endlich der Willkür in Rom ein Ende. Bei dem Blute meiner Tochter, Appius, weihe ich dich den Göttern der Unterwelt!“

Schreie der Empörung brausten über das Forum. Nur unter dem Schutz der Liktoren konnte Appius heimlich in sein Haus entfliehen, während

Icilius dem Volke den Leichnam des Mädchens zeigte und zum Sturz der Tyrannen aufrief. Virginius eilte, von vielen Anhängern umgeben, in das Feldlager und berichtete den Soldaten von dem grausamen Verbrechen des Appius. Zu allem entschlossen, brach das Heer das Lager ab und marschierte zurück nach Rom. Hier besetzte es die wichtigsten Stellen der Stadt und vereinigte sich mit dem Volk. Ganz Rom brannte vor Zorn und Haß gegen die Decemviren. Appius wurde mit den anderen Männern seiner Regierung in das Gefängnis geworfen, um in den nächsten Tagen abgeurteilt zu werden. Seine Anhänger flohen aus der Stadt. Als der Tag des Gerichts herangekommen war und die Zelle des Appius geöffnet wurde, fand man nur seine Leiche. Er hatte Selbstmord begangen. Die Gerichtsdienner hoben den toten Appius vom Boden auf und zeigten ihn dem Volk. Nicht enden wollender Jubel erfüllte die ganze Stadt. Die Macht der Decemviren war beendet. Konsuln und Tribunen wurden wieder gewählt, und in Rom herrschte die alte republikanische Ordnung.

Die Eroberung von Veji

So mancher Waffenstillstandsvertrag war in den letzten hundert Jahren zwischen Rom und den nah gelegenen Etruskerstädten abgeschlossen worden, aber kaum einer von ihnen war ernst gemeint gewesen. Manchmal wurden sie von Rom gebrochen, manchmal von den Bundesgenossen, die die Vorherrschaft Roms abschütteln wollten. Dazu bot sich bisweilen eine günstige Gelegenheit, besonders wenn das römische Volk in einen anderen Krieg verwickelt war.

So ging es auch mit der Stadt Fidenae, die schon vor vielen Jahren von Rom besiegt worden war. Nachdem sie wiedergenügend Kräfte gesammelt hatte, schien ihr der Zeitpunkt gekommen zu sein, sich von Rom frei zu machen. Fidenae verband sich mit der mächtigsten Stadt der Etrusker, mit Veji. In Rom war die Empörung über den Abfall der beiden Städte groß. Sofort stellte der Senat eine aus den vornehmsten Patriziern gebildete Gesandtschaft zusammen und schickte sie zum vejentischen König Tolumnius, um ihn und sein Volk wegen ihrer Untreue zur Verantwortung zu ziehen.

Lange mußten die Gesandten im Vorhof des königlichen Palastes warten. Tolumnius saß gerade beim Spiel. Endlich trat ein Hauptmann seiner Leibgarde zu ihm und sagte: „König, die Gesandten aus Rom warten noch immer, um dich zu sprechen.“

Ärgerlich antwortete Tolumnius ohne das Spiel zu unterbrechen: „Ich habe nichts mit Rom zu verhandeln! Tötet sie, denn sie sind unsere Feinde!“ Das ließen sich die Soldaten der Leibwache nicht zweimal sagen. Sofort ergriffen sie die Gesandten und enthauppten sie. Das war ein Kriegsgrund. Rom verlangte Genugtuung. Gleich an Zahl und Stärke, standen sich die Heere auf dem Schlachtfeld gegenüber. Anfangs blieb der Kampf unentschieden. Doch als die vejentische Reiterei eindrang, kamen die Schlachtreihen der Römer ins Wanken. Der Anführer der Reiterei, der König Tolumnius selbst, stürzte sich mit solcher Verbissenheit in die Reihen der Feinde, daß auch die tapfersten Soldaten nicht standhalten konnten. Der römische Reiterführer war Cornelius Cossus. Kaum konnte er seine Reiter von wilder Flucht zurückhalten. „Der Anführer der feindlichen Reiterei ist es, der unsere Truppen so verwirrt“, sagte ein Begleiter des Cornelius, „als ob er der Gott Mars selbst wäre, kämpft er in vorderster Linie.“

„Das ist Tolumnius, der König von Veji“, sagte ein anderer.

„Wer ist das?“ fragte Cornelius erstaunt. „Der Gesandtenmörder und vertragsbrüchige König? Wenn es mich mein Leben kostet, diese Schmach muß gerächt werden!“ Er bahnte sich einen Weg durch das Schlachtfeld und stürmte, die Lanze auf seinen Gegner gerichtet, Tolumnius entgegen. Auf diesen plötzlichen Angriff war der König nicht gefaßt. Rücklings stürzte er vom Pferd. Auch Cornelius sprang auf die Erde und durchbohrte den Feind mit seinem Schwert. Dann schlug er ihm das Haupt ab und steckte es auf die Spitze seiner Lanze, damit alle Soldaten den Besiegten sehen könnten. Bei diesem Anblick wurden die Vejenter mutlos und ergaben sich den Römern. Auch Fidenae wurde bald unterworfen. Schwere Bedingungen wurden dem besieгten Veji auferlegt, ein neuer, zwanzigjähriger Waffenstillstand mit Rom wurde abgeschlossen. Diese Zeit nutzten die Vejenter aus, um neue Kräfte zu sammeln und sich zu neuem Kampf zu rüsten. Durch ihre natürliche Lage war die Stadt vor einem Überraschungsangriff der Feinde geschützt. Auf einem hohen Felsplateau erbaut und rings von Flüssen umgeben, schien Veji unein-

nehmbar. An Macht und Ausdehnung stand diese mächtigste Stadt Etruriens Rom nicht nach. Immer näher rückte die Entscheidungsschlacht zwischen den beiden Rivalen Mittelitaliens und zugleich das Ende eines schon bald durch hundert Jahre geführten Kampfes. Die langen Jahre des Waffenstillstandes waren abgelaufen. Bisher hatten die Römer von den Vejentern keine Sühne für die Ermordung ihrer Gesandten gefordert. Nun aber zog eine neue Abordnung nach Veji, um die längst fällige Genugtuung einzuholen. Abweisend und unfreundlich war der Empfang. Sobald das Volk von Veji die Forderung der Römer vernommen hatte, entbrannte sein Haß gegen Rom aufs neue. Von Drohungen und Beleidigungen verfolgt, mußte die Gesandtschaft aus Veji fliehen. In Rom schrie man nach Rache. Der Krieg an Veji wurde erklärt. Er war der letzte und schwerste gegen diese Stadt, und er dauerte zehn Jahre lang, wie der Krieg der Griechen gegen Troja.

Rom sandte ein gut ausgerüstetes Heer unter bewährten Anführern ins Feld.

Obwohl die Vejenter den Römern an Zahl und Ausrüstung nicht unterlegen waren, zogen sie es vor, den Feind hinter den Mauern ihrer Stadt zu erwarten. Sogleich begann das römische Heer, einen Belagerungsring um Veji zu ziehen. Die ersten beiden Jahre verliefen sehr ruhig. In dieser Zeit warfen die Römer rund um die Stadt Wälle auf, errichteten große Schanzen und befestigten den Belagerungsgürtel so sehr, daß von außen her keine Zufuhr mehr in die Stadt gelangen konnte. Und wenn der Winter herankam, hoben sie, ganz gegen die Gewohnheit der damaligen Kriegsführung, die Belagerung nicht auf. Aber die lange kampflose Zeit machte die römischen Soldaten gleichgültig. Sie versahen ihren Wachdienst nicht mehr mit der notwendigen Gründlichkeit. Den Belagerten blieb das nicht verborgen, und eines Tages brachen sie überraschend aus der Stadt hervor, steckten die so mühsam errichteten römischen Befestigungsanlagen in Brand und trieben dazu einen so mächtigen Keil in das Belagerungsheer, daß die Römer von der Stadt zurückweichen mußten. Nach diesem Durchbruch zogen sich die Vejenter sofort wieder hinter ihre Mauern zurück. Die römischen Heerführer mußten sich sofort vor dem Senat verantworten. Sie fanden auch gleich eine Ausrede: „Wir haben zuwenig Soldaten“, sagten sie, „durch die lange Front rings um die Stadt sind

unsere Schlachtreihen weit auseinandergezogen, und ein Durchbruch ist an allen Stellen möglich!“

Senat und Volk glaubten den Heerführern, und schon nach wenigen Tagen kam eine Abordnung der Plebejer zum Senat. „Wir sind zu diesem Feldzug nicht einberufen worden“, sagten sie zu den Senatoren. „Aber in der Stunde der Gefahr wollen auch wir unsere Pflicht nicht versäumen und wollen dem Vaterland helfen. Stellt also ein zweites Heer auf, Senatoren, wir und unsere Freunde werden frohen Herzens in die Reihen der neuen Legionen eintreten!“

Das ließ sich der Senat nicht zweimal sagen, und in Freude und Dankbarkeit zahlte er diesen Soldaten aus der Staatskasse einen Sold, zum ersten Male in der römischen Geschichte. In Scharen strömten die Freiwilligen den neuen Legionen zu, und schließlich rückte das Ersatzheer gegen Veji ins Feld. Nun wurde der Ring um Veji wieder geschlossen. Aber auch diesmal schien das Kriegsglück den Römern nicht hold zu sein. Den Vejentern gelang ein zweiter Ausbruchversuch. Die Legionen zogen sich mit schweren Verlusten nach Rom zurück. Die Stadt war am Rande der Verzweiflung. Viele Bürger glaubten das Ende ihrer Vaterstadt nahe, zumal Gerüchte umliefen, daß die Feinde sich Rom bedrohlich näherten. In dieser Lage entließ der Senat die bisherigen Feldherren und setzte Marcus Furius Camillus an ihre Stelle. Camillus vereinigte sofort die auseinandergelaufenen Legionen und führte sie erneut gegen den Feind. Ein kleiner Teilsieg über das mit Veji verbündete Falerii gab ihnen neuen Mut. Die Belagerung von Veji wurde wieder aufgenommen und der Ring um die Mauern noch enger geschlossen. Inzwischen hatte sich Seltsames zugetragen. Der Albaner See, der zu Rom gehörte, war mitten in der heißesten Jahreszeit über die Ufer getreten und hatte die anliegenden Wiesen und Felder überschwemmt. Besorgt hatte der Senat Boten zum Orakel nach Delphi geschickt, um dieses merkwürdige Ereignis deuten zu lassen. Nun erwartete man täglich die Rückkehr der Boten, und überall sprach man darüber, wie wohl die Antwort des Orakels lauten möge. Nicht nur in Rom, sondern auch im belagerten Veji. Eines Tages holte ein alter Mann aus Veji zwischen den Mauern und

den Belagerern Heu. Flugs waren die römischen Vorposten um ihn und fragten:
„Nun, Alter, was sagt man in Veji von dem Wunder, das mit dem Albaner See geschehen ist?“

„Was man in Veji sagt, geht mich nichts an“, erwiderte der Greis. „Aber da ich ein etruskischer Opferschauer bin, weiß ich genau, was es zu bedeuten hat. Es ist ein gutes Zeichen für unsere Stadt. Solange der Albaner See die Landschaft überschwemmt, kann Veji nicht erobert werden.“

„Das könnte dir so passen, Alter!“ Die Soldaten lachten. „Aber wie solltest du uns wohl anders antworten? Du bist unser Feind und willst uns angst machen. Wir glauben dir kein Wort. Aber geh, du bist alt. Geh mit deinen Weissagungen und mit deinem Heu.“

Ein Hauptmann hörte von dem Gespräch, und unter dem Vorwand, der alte Mann sollte ihm einige Vorzeichen deuten, ließ er ihn ins römische Lager kommen und schleppte ihn zu Camillus. Dieser sandte ihn gut bewacht zum Senat nach Rom. Dort wiederholte der Alte seine Prophezeiung: „Solange der Albaner See über die Ufer tritt, kann Veji nicht eingenommen werden. Im Gegenteil, sobald das Wasser des Sees das Meer erreicht, wird Rom untergehen. So steht es in den Schicksalsbüchern meiner Stadt geschrieben..“

Noch zweifelte der Senat, was er von der Prophezeiung halten sollte, als die Boten aus Delphi zurückkehrten und die Weissagung des Alten bestätigten. .

Sofort begannen die Römer einen Abzugskanal zu bauen, damit das Wasser des Sees abfließen und nicht mehr über die Ufer treten konnte. Kaum war der Bau beendet, neigte sich das Kriegsglück den Römern zu. Nicht ein Ausbruchsversuch gelang den Vejentern mehr, und so sicher war Camillus seiner Sache, daß er beim Senat anfragte, wie es mit der Beute aus der eroberten Stadt gehalten werden sollte. Der Senat antwortete, sie sollte unter alle Eroberer verteilt werden. Nun strömte jung und alt ins Feldlager, um Soldat zu werden und Teil an der Beute zu haben. Camillus bereitete den Sturm auf die Stadt vor. Seit dem Beginn der Belagerung hatte er unter den Stadtmauern hindurch einen unterirdischen Gang graben lassen, der bis in die Mitte der Stadt führte, genau bis unter den Boden des Junotempels. Tag und Nacht arbeiteten die römischen Soldaten und trieben den Stollen Meter um Meter in das felsige Gestein. Endlich wurden die letzten Steine weggeschafft, und das Werk war vollendet.

Es war das zehnte Jahr der Belagerung. Wie einst für Troja sollte sich nun für Veji in diesem Jahre das Geschick erfüllen. Camillus gab das Zeichen zum Sturm. Mit Rammböcken und Sturmleitern stürzten sich die Römer aus ihren Verschanzungen hervor und versuchten die Mauern zu erstürmen. Aber das war nur ein Scheinangriff, um die Belagerten abzulenken. Indessen drangen nämlich die tapfersten Soldaten mit Camillus an der Spitze im unterirdischen Gang vor und hielten unter dem Boden des Tempels. Gerade brachte der König von Veji der Göttin das Opfer dar. Der Priester rief: „Der wird siegen, der das Opferfleisch zerlegt.“ Schon griff der König nach dem Opfermesser, als es unter ihm krachte und polterte. Die Römer brachen aus dem Boden des Heiligtums hervor. Camillus riß dem König, das Messer aus der Hand und zerlegte das Opfer für Juno. Dann stürmten die römischen Soldaten mit lautem Geschrei auf das Forum der Stadt. Ein furchterliches Blutbad begann. Während die Männer noch nichtsahnend auf den Mauern standen, um sie zu verteidigen, stürzten die Frauen, Greise und Kinder aus den Häusern hervor und warfen sich verzweifelt dem andringenden Feind entgegen. Aber immer mehr Römer strömten aus dem Stollen. Von innen öffneten sie die Stadttore, so daß die römischen Soldaten nun auch von draußen in die unglückliche Stadt stürzten. Es war ein Kampf ohne Gnade. Frauen, Kinder, Männer Vejis, alle traf das gleiche Schicksal. Als der Widerstand erlahmt war und Camillus meinte, es wäre nun genug Blut vergossen, ließ er das grausige Morden beenden. Jetzt erhielten die römischen Soldaten den erwarteten Lohn. Veji wurde der Plünderung preisgegeben. Gierig stürzten sich die Römer in die Häuser und Tempel, trugen ihre Beute auf einem Platz zusammen und stürmten wieder davon nach neuen Schätzen. Unermeßlich war die Menge der Kostbarkeiten, und selbst die altgedienten Soldaten hatten nie zuvor soviel Gold in einer Stadt vorgefunden. Auch Camillus sicherte sich seinen Teil an der Beute. Besonders das Bild der Schutzgöttin von Veji, Juno, hatte es ihm angetan. Aus Ehrgeiz wollte er es im Triumph mit nach Rom führen. Nun durfte aber nur ein bestimmtes Priestergeschlecht das Standbild der Göttin berühren. Daher ging Camillus mit seinen Begleitern in den Tempel und fragte das Standbild der Göttin: „Willst du mit uns nach Rom gehen, Königin?“ Darauf soll die Göttin mit dem Kopf genickt haben, und einige römische Jünglinge



behaupteten später sogar, sie hätten das Ja der Göttin deutlich gehört. Also machte man sich furchtlos an die Überführung des Standbildes. Es kam auch unbeschädigt in Rom an und wurde auf dem Aventinus den Bürgern zur Schau gestellt, und Camillus errichtete der Juno an dieser Stelle einen Tempel. So ging die mächtigste Stadt Etruriens unter. Die meisten Einwohner waren bei der Eroberung umgebracht worden, die wenigen Überlebenden wurden in die Sklaverei verkauft. Nun begann die Siegesfeier in Rom. Der Senat ordnete ein Volksfest an, das vier Tage dauerte. Noch nie hatte Rom einen prächtigeren Triumphzug gesehen als den des Camillus. In einem Wagen, der mit vier weißen Pferden bespannt war, fuhr der stolze Feldherr auf der heiligen Straße bis zum Kapitol. Aber darin sahen viele Römer ein böses Vorzeichen; denn nur den Göttern Jupiter und Sol gebührte ein solches Gespann. Endlos war der Zug der Wagen, die mit Beute und den kostbarsten Dingen beladen waren, endlos der Jubel, mit dem die Soldaten ihren Feldherrn und ihre Heimat, die Bürger ihre heimkehrenden Söhne begrüßten.

Der Lehrer von Falerii

In diesem Kampf war Veji fast ganz allein geblieben. Aus Neid hatte der etruskische Städtebund der Stadt seine Hilfe versagt. Nur die Städte Capena und Falerii hatten Veji beigestanden. Kaum war nun der Krieg gegen Veji beendet, erhob Rom seine Waffen gegen die Verbündeten der besieгten Stadt. Zuerst marschierte das Heer gegen Capena, weil diese Stadt der schwächste Gegner war. Ohne besondere Anstrengungen wurde die Stadt im Sturm genommen und unterworfen.

Schwieriger wurde dagegen der Feldzug gegen Falerii. Diese Stadt war ebenso wie Veji auf einem hohen Felsen erbaut und mit starken Mauern umgeben. Es sah so aus, als ob auch Falerii nur durch eine langwierige Belagerung zu erobern sein würde. Aber dazu verspürten die Soldaten gar keine Lust. Schon zu lange waren sie aus ihrer Heimat fort und sehnten sich nach Ruhe und Frieden.

Camillus bemühte sich, die Stimmung der Soldaten zu heben. Immer wieder redete er ihnen zu und erinnerte sie an den Heldenmut ihrer Väter. Das tat er aber nicht nur aus Liebe zur Heimat. Ehrgeizig, wie er war, wollte er dem großartigen Triumph über Veji noch einen zweiten folgen lassen. Aber nur mit vielen Überredungskünsten brachte er es fertig, daß die unlustigen und verdrossenen Soldaten nach Falerii marschierten. Dem kampfgewohnten Heer Roms machte es keine Schwierigkeiten, die feindlichen Vorposten zu schlagen und die Falisker hinter ihre Mauern zurückzudrängen. Langsam schloß sich nun auch um Falerii der Belagerungsring, und die Römer begannen mit den Schanzarbeiten.

Wie in Rom, so hatten auch in anderen Städten die Söhne der Vornehmen einen besonderen Erzieher. Meistens waren diese Privatlehrer Sklaven von hoher Bildung. So war es auch in Falerii. Der gelehrteste aller Sklaven in der Stadt unterrichtete die Knaben der vornehmsten Einwohner.

Wie in Friedenszeiten ging er täglich mit seinen Schülern vor die Mauern der Stadt und machte dort mit ihnen turnerische Übungen und Spiele. Mit großem Vergnügen sahen die Römer diesem täglichen Schauspiel zu. Sie fühlten sich mitten im Krieg in ihre Heimat und zu ihren Kindern versetzt und dachten gar nicht daran, Lehrer und Schüler zu

stören. Manchmal entfernten die Knaben sich im Spiel so weit von der Stadt, daß sie nur wenige Schritte von den Schanzen der Feinde entfernt waren.

Eines Tages war die übermütige Schar der Knaben wieder einmal weit vor den Mauern ihrer Stadt. Doch dann geschah etwas Merkwürdiges. Plötzlich brach der Lehrer die Spiele ab und kam mit den Knaben geradeswegs auf die römischen Stellungen zu. Bei den Vorposten angekommen, fragte er nach dem Feldherrn Camillus und bat, zu ihm geleitet zu werden. Erstaunt sah der römische Feldherr dem Zug entgegen. Was wollten die Knaben von ihm?

„Ihr habt euch wohl verlaufen?“ fragte er die Ankommenden freundlich, und zum Sklaven gewendet fuhr er fort: „Wer bist du, und was führt dich zu mir ins Lager?“

„Ich habe die Aufgabe, die Söhne der vornehmsten Familien zu erziehen. Mit diesen Knaben lege ich dir die Stadt Falerii in die Hände. Ihre Väter gehören zur Regierung unserer Stadt, sie werden alle Bedingungen annehmen, um ihre Kinder zurückzuerhalten. Wenn du sie als Geiseln benutzt, wirst du für Rom einen leichten und schnellen Sieg erringen!“ Vergnügt stand der Lehrer da und erwartete reiche Belohnung für seine Tat. Er dachte, mit der Auslieferung der Söhne der Vornehmen Freiheit und Ruhm bei den Römern gewinnen zu können. Aber er hatte vergessen, daß auch die Römer in erster Linie den Sklaven in ihm sahen und er ihnen deshalb trotz seines Verrates verächtlich war. Was Wunder also - dem Feldherrn Camillus flammte Zornesröte über das Gesicht. Voller Verachtung sah er den Mann an, der das Vertrauen der Bürger so verräterisch mißbrauchte. Zornig fuhr er ihn an: „Du hast einen falschen Weg eingeschlagen. Vor dir stehen Römer, die ihren ehrenhaften Namen nicht durch Betrug und Hinterlist beflecken wollen. Auch wenn Falerii unser Feind ist, gegen Kinder Krieg zu führen ist nicht unsere Gewohnheit. Nur unsere Waffen, von Helden geführt, dürften uns den Sieg über die Stadt bringen. Du aber, der du dir die Gunst der Römer auf gemeine Weise erkaufen wolltest, erntest nur die tiefste Verachtung aller römischen Soldaten!“ Mit bleichem Gesicht und zitternd vor Furcht stand der Lehrer da. Er wünschte sich weit weg von diesem Ort. Nun befahl Camillus zornig, dem Verräter die Hände auf den Rücken zu binden und den Knaben Stöcke und Ruten zu geben. „So, Kinder“, sagte er, „nun treibt euren Sklaven mit“

Schlägen in die Stadt zurück. Sagt euren Eltern, daß ein Betrüger wie er nicht geeignet sei, euch zu erziehen!“

Camillus hatte richtig gerechnet. Die Kinder von Falerii wußten genausogut wie die römischen Soldaten, was ein Sklave galt, möchte er auch noch so gelehrt sein. Heiter und aus vollem Halse lachend sahen die Soldaten zu, wie die Knaben sich bemühten, ihre Stöcke und Ruten recht oft auf dem Rücken des Gestraften tanzen zu lassen. Der Lehrer lief, als wären ganze Scharen von Feinden hinter ihm her. Auf diese Art und Weise gelangte der sonderbare Zug sehr schnell in die Stadt. Mit Freudentränen umarmten die Eltern ihre Kinder und ließen sich erzählen, was geschehen war. Auch sie verachteten den ehrlosen Verräter, lobten aber um so mehr den römischen Feldherrn Camillus, der durch sein männliches Verhalten ein gutes Beispiel von Tugend, Edelmut und Ehrlichkeit gegeben hatte. Bald war sein Name in aller Munde, und so viel Vertrauen schenkten die Bürger von Falerii dem Feldherrn, daß sie eine Gesandtschaft zu ihm schickten, die ihm die bedingungslose Übergabe der Stadt anbot.

Auch Camillus und seine Soldaten waren sehr erfreut über das schnelle Ende des Krieges. Den Einwohnern von Falerii wurden milde Bedingungen auferlegt.

Nachdem der Friede geschlossen war, zogen die römischen Legionen zurück in ihre Heimat. Nach der Beendigung des Krieges wurde in Rom die reiche Beute von Veji unter die Soldaten aufgeteilt. Viel Streit gab es dabei, denn manchen Kriegern schien ihr Anteil zu gering. Ganz plötzlich ging das Gerücht um, Camillus hätte sich den Hauptanteil an der Beute angeeignet. Mehrere Soldaten wollten sogar die vielen Truhen gesehen haben, die in sein Haus geschafft worden waren. Diese Redereien brachten das Volk gegen Camillus auf, und kurz darauf wurde er auf Wunsch des Volkes von den Tribunen angeklagt. Am festgesetzten Gerichtstag erschien der einst vom Volk „Retter des Vaterlandes“ Genannte nicht. Er wollte nicht vor das Gericht treten und nicht in die gehässigen Gesichter seiner Ankläger sehen. Er verabschiedete sich von seiner Familie und ging, von allen verlassen, aus Rom fort in die Verbannung. Am Stadttor drehte er sich noch einmal um, erhob seine geballte Faust und rief zurück: „Eure Undankbarkeit hat mich aus der Stadt getrieben. Die Götter wissen, daß ich unschuldig bin. Sie mögen die

Geschicke Roms so lenken, daß es dereinst Camillus und seine Hilfe herbeisehn wird!“ In Ardea erreichte ihn die Nachricht, daß das Gericht ihn zu einer hohen Geldstrafe für die angeblich veruntreuten Schätze verurteilt hätte.

Der Galliereinfall

Sehr bald erfüllte sich der Wunsch des verbannten Camillus. Die Götter erhörten das Gebet des Feldherrn und straften die Stadt des Romulus mit dem furchtbarsten Zorn. In den Norden Italiens war schon vor vielen Jahren über die Alpen das keltische Volk der Gallier eingefallen. Riesige Scharen der Barbaren hatten sich in die fruchtbaren Täler der Po-Ebene ergossen und raubend und plündernd das Land durchzogen.

Im Laufe der Zeit waren sie immer weiter nach Süden vorgedrungen. Schon hatten sie die Grenzen Etruriens überschritten und waren bis vor die Stadt Clusium im mittleren Etrurien gelangt. Sie verwüsteten die Felder der Stadt, und es schien, als wollten sie die Stadt belagern. Voller Angst schlossen die verzweifelten Einwohner die Stadttore, rüsteten sich in größter Eile zur Verteidigung und schickten Gesandte nach Rom. Inständig baten sie den Senat um Hilfe. „Wir haben unser Bündnis zu Rom jederzeit treu gehalten“, sagten sie. „In keinem Krieg standen wir auf der Seite der Feinde. Helft uns jetzt in unserer größten Gefahr. Ist unsere Stadt erst in den Händen der Gallier, dann wird auch Rom nicht mehr lange vor den Feinden geschützt sein.“

„Kehrt beruhigt in eure Heimat zurück“, antwortete der Senat, „wir haben unsere Bundesgenossen noch nie im Stich gelassen. Heute noch ernennen wir Gesandte, die mit euch gehen werden. Gemeinsam mit euch sollen sie vor die Gallier treten. Die Furcht vor dem römischen Namen wird sie abhalten, neue Gewalttaten zu begehen.“

Erleichtert atmeten die Gesandten aus Clusium auf. Jetzt war ihre Vaterstadt gerettet. Sie waren überzeugt, daß die Gallier, durch die Drohung Roms erschreckt, sofort kehrtmachen würden.

Drei Römer wurden ausgewählt, die als Abordnung ihrer Stadt Erkundigen über die Gallier einholen und mit dem Anführer dieses Volkes ver-

handeln sollten. Ausdrücklich befahl ihnen der Senat, bei den Galliern nicht zu bitten, sondern zu fordern. Der Anführer der gallischen Scharen hieß Brennus. Sein Volk liebte ihn sehr, denn noch nie hatte er etwas unternommen, was nicht den, Beifall des gesamten Volkes gefunden hätte. Zudem war er ein guter Soldat. Wie von sich selbst, verlangte er auch von den anderen Härte und Gehorsam.

Als nun eines Tages die römischen Gesandten bei ihm erschienen, war Brennus sehr überrascht, Männer aus der Stadt zu sehen, die in den letzten Jahren unter den anderen Völkern viel genannt worden waren. Nach knapper Begrüßung brachten die Römer ihren Auftrag vor. „Der Senat und das römische Volk sind entrüstet über deine Plünderungszüge, Brennus. Mit welchem Recht überfallen deine Krieger friedliche Völker und freie Städte? Clusium gehörte zu unseren Bundesgenossen, und deshalb wird Rom einen Angriff gegen diese Stadt auch als einen Angriff gegen sich selbst ansehen. Führe deine Heere zurück, wenn dir dein Leben lieb ist. Solltest du aber den Krieg vorziehen, dann bedenke, daß Rom bisher, jeden Gegner bezwungen hat!“

Brennus achtete das römische Volk wegen seiner Tapferkeit und seines zielbewußten Kampfes um die Vorherrschaft in Mittelitalien. Wenn es aber ihn, den ungebeugten Brennus, herausfordern wollte, dann sollten die hochmütigen Römer die Schärfe der gallischen Schwerter zu spüren bekommen!

„Ihr fragt mich nach dem Recht, Kriege zu führen!“ rief er. „Fragt erst einmal euren Senat, ob Rom immer gerecht gehandelt hat oder ob es nicht mehr als einmal Wehrlose grausam überfiel! Jetzt spielt ihr euch als Beschützer und Verteidiger anderer Städte und Völker auf! Von solchen Menschen lassen wir uns nicht belehren!“ Dann trat er einen Schritt zurück, zog sein Schwert und rief: „Sagt dem Senat, ihr Römer, unser Recht liegt in der Schärfe der gallischen Schwerter. Den Starken und Mutigen gehört das Land!“

Da rissen auch die übrigen Gallier ihre Schwerter hoch und standen trotzig vor den römischen Gesandten. Ohne ein Wort zu sagen, verließen die Gesandten das Lager. Sie waren so ergrimmt über das Mißlingen ihres Auftrags, daß sie vorerst nicht nach Rom zurückkehrten, sondern in die Stadt Clusium gingen.

Hier ermutigten sie die Einwohner und schürten den Haß gegen die

Gallier. Schließlich gelang es ihren Überredungskünsten sogar, die Clusier zu einem Ausfall zu bewegen. Und nun ließen sich die Gesandten zu einer Tat hinreißen, die für ihre eigene Vaterstadt verhängnisvolle Folgen haben sollte. Von unbändigem Haß erfüllt, stellten sie sich an die Spitze der Clusier gegen die Gallier. Damit verletzten sie aber die einfachsten Pflichten eines Gesandten, der nicht am Kampf teilnehmen darf. Als einer der drei Römer einen gallischen Anführer in der Schlacht getötet hatte und ihn der Rüstung beraubte, wurde er von, Brennus erkannt. Sofort ließ der Gallier den Kampf abbrechen und gab den Befehl zum Rückzug. Er wollte verhindern, daß einer der Gesandten verletzt wurde. Dann wählte Brennus seine stärksten Krieger aus und schickte sie als Gesandte nach Rom. Ihre Forderung war kurz und klar: Auslieferung der drei römischen Gesandten, die ihre Pflicht verletzt hatten, oder Krieg. Für den Senat war die Entscheidung nicht leicht. Noch kannte man die Gallier nicht. Würden sie den römischen Waffen standhalten können? Andrerseits bedeutete eine Auslieferung für die Gesandten den sicheren Tod. Also gaben die Senatoren der gallischen Gesandtschaft die Antwort: „Wir können die drei Römer nicht ausliefern, denn sie bekleiden Ämter in der Stadt, von denen sie vor Ablauf ihrer Amtszeit nicht zurücktreten dürfen.“

Als Brennus das vernahm, kannte sein Zorn keine Grenzen. Die Stadt am Tiber sollte zu spüren bekommen, daß die Gallier sich nicht straflos verhöhnen ließen. Sofort brach er die Belagerung von Clusium ab und führte sein Heer nach Süden gegen Rom. Überall flüchtete die Landbevölkerung in die nahen Städte, wenn der lärmende Zug dieser riesigen Menschenmenge herankam. Die Tore wurden geschlossen, und erst dann trauten sich die Menschen wieder zaghaft heraus, wenn das Getümmel des vorüberziehenden Heeres längst verstummt war. Brennus hielt sich nicht auf. Weder eroberte er eine Stadt, noch plünderte er das Land. Das Rachegefühl spornte ihn und die gallischen Soldaten zu großen Eilmärschen an. So gelangten sie schon nach wenigen Tagen an den Fluß Allia, der nördlich von Rom, von der Stadt nicht weit entfernt, in den Tiber mündet. Hier erblickten die gallischen Vorposten die ersten römischen Soldaten.

Als die Nachricht von dem Abbruch der Belagerung von Clusium und von dem Gewaltmarsch der Gallier nach Rom kam, fiel eine unbeschreibliche Furcht über die ganze Stadt. Brennus würde also seine Drohung Wahr machen. Der Senat stellte in aller Eile ein Heer auf und schickte es



den Galliern entgegen. Möglichst weit von Rom entfernt sollte es den Gegner abfangen. Aber es kam nicht weiter als bis an die Allia, nur einen Tagesmarsch nördlich Roms. Schnell wurden die Schlachtreihen aufgestellt. Da rückten auch schon, die Gallier, Brennus an der Spitze, zum Kampfe heran.

Vom ersten Augenblick an waren die Römer starr vor Entsetzen. Was für Feinde traten ihnen diesmal gegenüber? Mit furchterregendem Geheul kamen die Gallier herangestürmt. Mit wilden Blicken stürzten sich Krieger von ungeheurer Körpergröße auf den rechten Flügel des römischen Heees. Unheimlich und dumpf dröhnten die Schlachthörner: Die Waffen der Gallier waren vielfach den Römern unbekannt; große Lücken rissen sie in die Reihen der Soldaten. Dem gewaltigen Ansturm und der Angst waren die Römer nicht gewachsen. Sie warfen ihre Schilde weg und flohen Hals über Kopf nach allen Seiten auseinander. Auch das Zentrum und der linke Flügel des römischen Heeres ergriffen eiligst die Flucht, obwohl die Schlacht bei ihnen noch gar nicht begonnen hatte. Alles jagte zum Tiber hinunter, um sich auf das andere Ufer zu retten. Viel mehr Römer kamen auf der Flucht als im Kampfe um. Entweder wurden sie von den nachdrängenden Kameraden überrannt und zertrampelt oder sie ertranken im

Fluß, durch die schwere Rüstung in die Tiefe gezogen. Nur wenigen gelang es, das rettende Ufer zu erreichen und sich nach Rom oder in die nahen Städte in Sicherheit zu bringen.

Die Gallier in Rom

Nun war die Stadt den Feinden preisgegeben. Ein Heer, das sie verteidigen konnte, gab es nicht mehr. Ein Neues konnte nicht aufgestellt werden, denn fast alle waffenfähigen Männer waren schon eingezogen gewesen. Die letzte Hoffnung schwand. Angst, Verzweiflung und Schrecken beherrschten die Bürger Roms. Man beschloß, die Stadt kampflos aufzugeben. Alle Einwohner sollten sofort die schützenden Mauern verlassen und auf das Land fliehen. Nur die tapfersten Männer und die Soldaten, die sich gerettet hatten, begaben sich auf das Kapitol, um wenigstens dieses Heiligtum Roms mit ihrem Leben zu verteidigen. Lebensmittel, Schätze, einige Bilder der Götter wurden in die Burg geschafft. Die Heiligtümer dagegen, die leicht fortzuschaffen waren, wurden von den Priestern und Vestalinnen nach Veji und in andere Städte der Nachbarschaft gebracht. Ein Mann von großer Entschlossenheit, der trotz der Niederlage den Mut nicht verloren hatte, war Marcus Manlius. Er sorgte mit klarer Überlegung für die Sicherung des Kapitols und übernahm die Verteidigung. Die Gallier kamen später als erwartet. Auf dem Schlachtfeld an der Allia hatte Brennus seinen Soldaten die Erlaubnis gegeben, die gefallenen Legionäre auszuplündern. Siegestrunkene streiften die Gallier den Toten die Rüstungen ab, nahmen ihnen ihren Schmuck und ihre Wertgegenstände und probierten die römischen Waffen aus. Sie hatten sich den ersten Kampf mit Rom, dessen Tapferkeit ihnen so laut gerühmt worden war, anders vorgestellt. Einen vollen Tag blieben sie auf dem Schlachtfeld und feierten das Siegesfest. In aller Frühe des nächsten Tages brachen die unabsehbaren Scharen der Sieger, Fußvolk und Reiterei, nach Rom auf. In der Stadt herrschte um diese Zeit noch emsiges Treiben. Hier schafften die Verteidiger weitere Lebensmittel auf das Kapitol, dort vergruben Bürger ihre Kostbarkeiten, dann zogen die letzten Flüchtlinge durch die Tore. Da versammelten sich die ältesten Senatoren auf dem Forum. Sie wären sich einig geworden, den Untergang der Stadt nicht zu überleben.

Sie hatten sich gesagt: „In ruhmreichen Zeiten haben wir die Heere Roms angeführt und sind noch nie in unserem Leben vor den Feinden geflohen. Wenn aber die Stadt vernichtet wird, in der wir glücklich waren, ist es für uns sinnlos, noch weiterzuleben. Für alle Zeiten wird unser Tod als ein Beweis römischer Vaterlandsliebe gelten!“ Nun standen sie auf dem Forum und ließen den Pontifex maximus, den Oberpriester, holen; er weihte sie zum Tode. Danach legten sie ihre Ehrenkleider an, setzten sich auf ihre aus dem Versammlungssaal herbeigeholten Sessel und erwarteten, ihre elfenbeinernen Zepter in der Hand, den Feind und mit ihm ihren sicheren Tod.

Inzwischen langten die Gallier vor den Toren Roms an. Was sie erwartet hatten, geschah nicht. Keine Besatzung verwehrte ihnen den Eintritt. Die Stadttore waren weit geöffnet. Die öde und menschenleere Stadt machte einen unheimlichen Eindruck. Eilig schickten sie Späher aus, denn sie vermuteten, daß die Römer sie in einen Hinterhalt locken wollten. Aber die Späher bestätigten den ersten Eindruck: Rom war leer, kein Widerstand hielt die Eroberer zurück. Nun drangen die Scharen in die Stadt ein. Die Gallier stürzten in die Häuser, plünderten und raubten, was sie fanden, und steckten die Stadt in Brand. Als die Gallier auf das Forum kamen, auf dem in langer Reihe die Senatoren saßen, wurden sie von Furcht und Bewunderung ergripped. Da keiner der Greise sich regte, meinten sie, sie wären die Statuen der Schutzgötter der Stadt. Schließlich aber faßte einer der Gallier Mut, trat näher und zupfte dem ältesten und würdigsten der Senatoren, Marcus Papirius, am Bart, um zu sehen, ob er nicht vielleicht doch lebte. Der Römer hielt es für Spott, und voller Zorn hob er sein elfenbeinernes Zepter und schlug es dem Vorwitzigen auf den Kopf. Erst erschraken die Gallier sehr, aber dann zog der Geschlagene sein Schwert und stach Papirius nieder. Dann wurden auch die übrigen Greise umgebracht, achtzig an der Zahl. Rom stand in hellen Flammen. Die Häuser stürzten krachend zusammen, und alle stolzen Bauten und Denkmäler waren nichts als ein riesiger Schutthaufen. Am Fuße des Kapitols schlugten die Gallier ihr Lager auf. Zweimal versuchten sie, die Burg zu erstürmen, aber die Verteidiger wehrten sich so tapfer, daß die Angriffe abgeschlagen wurden. Brennus ordnete die Belagerung an. Konnten die Waffen den Widerstand nicht brechen, so würde es wohl der Hunger tun, meinte er. Nach der Schlacht an der Allia hatten sich die versprengten Römer in



Veji und Ardea gesammelt. In Ardea aber lebte Camillus in Verbannung. Die Geflohenen berichteten ihm von der Niederlage und von der tödlichen Gefahr, in der Rom schwebte. „Die Götter haben also meinen Wunsch erfüllt“, rief Camillus. „Sie haben die Ungerechtigkeit und den Undank gerächt, die mir zuteil geworden sind. Nun will ich euch und dem Vaterlande gern wieder helfen.“

Im gleichen Augenblick merkten Kundschafter, daß gallische Truppen durch die Gegend streiften, um Lebensmittel für die Belagerer Roms zu sammeln. Sofort rief Camillus die Einwohner von Ardea und die römischen Soldaten zusammen und zog gegen die raubenden Gallier. Da diese auf keinen Angriff vorbereitet waren, errang Camillus einen glänzenden Sieg. Tausende von Galliern wurden niedergemetzelt. Mit vielen Gefangenen und mit Beute beladen, kehrte Camillus nach Ardea zurück. Dieser Sieg ließ die Römer wieder Hoffnung schöpfen und belebte ihren Mut. Als kurz darauf die Kunde von der Vernichtung Roms und von der Belagerung des Kapitols nach Ardea gelangte, erfaßte alle, die in der Stadt lebten, tiefe Traurigkeit. Auch Camillus war auf das schwerste betroffen.

Da sagten die Soldaten zu ihm: „Wir wissen, daß man schlecht an dir gehandelt hat. Aber durch den Sieg über die Gallier hast du gezeigt, daß deine Liebe zum Vaterland größer ist als der Haß gegen die Bürger, die dir Unrecht taten. Willst du nicht erneut die Geschicke der Stadt lenken?“

Camillus antwortete ihnen: „Schrecklicher, als ich es gewünscht habe, ist unsere Vaterstadt gestraft worden. An die Schmähungen will ich nicht mehr denken. Gern würde ich wieder euer Feldherr sein, wie ihr es wünscht; aber das könnt nicht ihr bestimmen. Nur der Senat kann mich berufen. Der Senat aber, soweit er noch am Leben ist, befindet sich auf dem Kapitol. Er ist unerreichbar, denn zu eng ist der Gürtel, den die gallischen Belagerer um den Hügel gezogen haben. Deshalb ist euer Wunsch unerfüllbar. Aber seid versichert, auch ohne Amt werde ich mit meiner ganzen Kraft für das römische Volk und seine Freiheit kämpfen!“

Da trat ein Soldat vor, Pontius Cominius mit Namen. Er erbot sich, die Einwilligung des Senats zu holen. Ungläubig sahen die Kameraden ihn an. Doch keine Warnung vor den Schwierigkeiten, vor der Lebensgefahr, in die er sich begab, konnte Cominius von seinem Entschluß abbringen. Schnell zog er seine Rüstung aus und legte das Kleid eines Bürgers an. Dieses Kleid aber fütterte er mit Rindenstückchen der Korkeiche. So schwamm er den Tiber hinab bis in die Nähe des Kapitols und versteckte sich im Schilf und Gebüsch des Ufers, bis die Nacht hereinbrach. Dann schllich er sich durch die Wachen der Feinde und erkletterte an einer steilen, ihm gut bekannten Stelle die Mauer der Burg. Wie ein Gott, der plötzlich zu den Sterblichen herabgestiegen ist, wurde er von den Verteidigern bestaunt. Der Senat bestätigte Camillus sofort in seiner neuen Würde. Noch in der gleichen Nacht eilte Cominius nach Ardea zurück. So wurde Camillus zum zweiten Mal alleiniger Feldherr, und sogleich begann er ein starkes Heer auszurüsten.

Die Gänse des Kapitols

Am Tag nach dem Cominius seinen kühnen Gang auf das Kapitol unternommen hatte, sahen zwei gallische Posten, daß an einer Stelle das taufrische Gras nicht stand, sondern lag; und als sie genauer hinschauten, bemerkten sie sogar Fußspuren.

„Sieh doch“, sagte der eine, „hier sind frische Spuren, die auf das Kapitol führen oder von ihm herab. Sollten die Römer etwa doch einen geheimen Ausgang haben?“

„Den Spaß werden wir ihnen schnell verderben“, antwortete der andere. „Hole sofort Brennus herbei!“

Nachdenklich betrachtete der Gallierfürst die Fährte. „Damit haben uns die Römer den Weg gewiesen“, sagte Brennus und eilte zurück zu seinen Hauptleuten, um mit ihnen über die Erstürmung des Kapitols zu beraten. Es war Nacht. Tiefhängende Wolken verdeckten den Mond und die Sterne. Leise und mit aller Vorsicht sammelte sich am Ende des vermeintlichen Pfades eine Schar von Galliern. Lautlos kletterten die Männer über die Felsen zum Kapitol hinauf. Die Römer lagen in tiefem Schlaf. Auch die Wachen hatten sich beruhigt auf den Zinnen ausgestreckt und schliefen. Was konnte ihnen in der sicheren Burg schon zustoßen? Sogar die Hunde hatten sich zusammengeringelt, die Schnauzen unter den Hinterschenkeln, und träumten von



Hasen und Ebern. Plötzlich erhoben die heiligen Gänse der Juno, die zu Ehren der Gottheit in ihrem Heiligtum gefüttert wurden, ein lautes Ge schnatter. Der Senator Marcus Manlius, der nahe dein Junotempel schließt, schreckte auf; schlaftrunken ergriff er seine Waffen und kam gerade noch zur rechten Zeit an die Mauer, die am äußersten Rande des Felsens die Burg schirmte. Schon hatte der erste Gallier sein Bein über die Brüstung geschwungen, im Begriff herunterzuspringen. Manlius hob seinen Schild und schmetterte ihn so heftig gegen den Feind, daß dieser das Gleichgewicht verlor, rücklings in die Tiefe stürzte und im Fallen die ihm folgenden Gallier mit sich riß.

Jetzt waren die Verteidiger des Kapitols hellwach. Mit gezogenen Schwertern stürzten sie auf ihre Plätze. Aber den Galliern war bereits die Lust vergangen, den Aufstieg noch einmal zu versuchen. Die heiligen Gänse und der Mut des Manlius hatten das Kapitol gerettet. Die Wachtposten mußten ihr Pflichtversäumnis mit dem Leben bezahlen. Am kommenden Morgen wurden sie vom tarpejischen Felsen zu Tode gestürzt. Ein gleiches Schicksal erlitten die schlaftrigen Hunde. Die Gänse dagegen wurden fortan auf Kosten des Staates gefüttert und jedes Jahr in feierlichem Umzug durch die Stadt getrieben.

Vae Victis

Aber noch lange nicht war die Gefahr beseitigt, die den Verteidigern des Kapitols drohte. Nun währte die Belagerung bereits sechs Monate. Die Lebensmittelvorräte waren fast zu Ende gegangen. Hunger quälte die Bewohner des Kapitols. Von Tag zu Tag verschlechterte sich der Zustand auf der Burg. Schon rissen sie das Leder von den Sohlen ihrer Sandalen und von den Schilden und kochten und kauten es, in der Hoffnung, ihre Mägen zu überlisten. Vergeblich warteten sie auf Camillus und sein Heer. Daß unter den Galliern eine Seuche wütete, war nur ein geringer Trost, denn immer noch blieb ihre Zahl gewaltig genug. Nur noch eine kurze Zeit der Belagerung, und die Gallier würden das Kapitol kampflos besetzen können. In ihrer höchsten Not versuchten es die Verteidiger mit einer List. Aus den letzten Getreideresten buken sie Brote und warfen sie auf die Gallier

hinab. Damit wollten sie den Anschein erwecken, daß auf der Burg noch genügend Vorräte vorhanden wären. Wirklich ließen die Feinde sich täuschen. Sie gaben die Hoffnung auf eine baldige Eroberung auf, und Brennus fand sich bereit, einen Friedensvertrag abzuschließen. Brennus versprach, die Stadt und ihr Gebiet zu verlassen, wenn man ihm 1000 Pfund in Gold bezahlte. Das war ein ungeheures Lösegeld, aber die halbverhungerten Verteidiger des Kapitols waren gern bereit, ihr Letztes herzugeben, wenn sie damit nur ihr Leben und ihre Freiheit erkaufen konnten. Schnell sprachen sich der Friede und seine harten Bedingungen herum. Niemand wollte zurückstehen. Jeder wollte das Seinige beitragen. Überall wurden Geld und Schmucksachen gesammelt, und so opferbereit waren die Römer, daß schon nach kurzer Zeit die Summe zusammengebracht war.

Nun trafen sich die Römer mit den Galliern, um das Lösegeld zu entrichten. Aber siehe da, das Gewicht stimmte nicht. Sei es, daß bei den Galliern ein Pfund schwerer wog als bei den Römern, sei es, daß sie absichtlich falsche Gewichte benutzten - wir wissen es nicht. Jedenfalls waren die Römer überzeugt, die Gallier wollten sie betrügen und noch mehr aus ihnen herauspressen. Schon flog das böse Wort „Betrug“ durch die Luft.

Da löste Brennus sein Schwert mitsamt dem Wehrgehänge von seinen Hüften und warf es in die Schale der Gewichte auf die Waage. „Vae victis!“ rief er in der Sprache der Römer. Das heißt: Wehe den Besiegten! Das heißt: Wenn einer besiegt ist, bestimmt der Sieger das Gewicht.

In diesem Augenblick ertönte der Schall römischer Trompeten. Camillus kam mit seinem Heer aus Veji gezogen. Hurtig eilte er auf den Platz der Verhandlungen und sah, was geschah. „Das Gold gehört den Römern“, rief er und stieß die Waage um. „Was wagst du? Du beleidigst den Sieger und brichst einen Vertrag!“ rief Brennus außer sich.

„Ich bin Camillus, der Feldherr Roms. Nur mit ihm kannst du einen Vertrag abschließen, mit niemandem sonst. Und lasse es dir heute schon gesagt sein: Ich gebe dir und deinem Volke kein Gold, sondern Eisen!“ Unter diesen Worten zog er sein Schwert und rief den Römern zu: „Jetzt zeigt, daß ihr auch nach der großen Niederlage noch für Rom streiten könnt!“

Sofort begann der Kampf, und die überraschten Gallier wurden aus der Stadt verjagt. Vor Rom stellten sie sich noch einmal zur Schlacht, aber die

Römer kämpften so hartnäckig, daß das gallische Heer geschlagen wurde. Brennus selbst wurde auf dem Schlachtfeld hingerichtet, wobei die Römer ihm höhnisch sein eigenes Wort „Vae victis!“ zuriefen.

Ihr Triumphzug führte Camillus sein Heer in die zerstörte Stadt, und von allen Seiten kamen die auf das Land geflohenen Römer zurück. Nichts erinnerte mehr an die einst so herrliche Stadt. Aber das Kapitol stand unversehrt, und hoffnungsvoll richteten die Römer ihre Blicke in die Zukunft. Ihre Aufgabe stand klar vor ihnen: der Aufbau einer neuen Hauptstadt. Auf den Trümmern und Schutthaufen saßen die zurückgekehrten Einwohner und beweinten den Verlust ihrer Habe. Viele scharren und gruben verzweifelt in den Ascheresten, um wenigstens noch etwas wiederzufinden. Steine waren ihr Bett. Eingehüllt in Lumpen, die Kinder an sich gepreßt, lagen sie da und versuchten, durch Schlaf den quälenden Hunger zu vergessen. Alle Getreidelager waren mit verbrannt, die Vorräte in den Häusern durch die Flammen zerstört. Es war ein Jammer, die vielen hungernden Menschen und schreienden Kinder zu sehen, die nur durch Getreideschenkungen mitleidvoller Nachbarstädte vor dem Tode bewahrt blieben.

Der Wiederaufbau Roms

Die Volkstribunen sahen keinen Weg und kein Mittel, dem Volke zu helfen. Auch der Senat wußte keinen Ausweg. Nur der Wiederaufbau der Stadt konnte das Unheil wenden. Wieder einmal saß der Senat zur Beratung beisammen und besprach niedergeschlagen das allgemeine Elend.

Da erhob sich ein Volkstribun und begann zu den Senatoren zu sprechen: „Ihr wollt die Stadt wieder aufbauen lassen, aber ihr wißt selbst genau, daß ein solches Werk, nicht in kurzer Zeit beendet sein kann. Also wird das Volk noch lange leiden müssen. Wollt ihr dafür die Verantwortung übernehmen? Wir Tribunen vertreten die Meinung des Volkes. Was wünschen aber die leidgeprüften Bürger? Sie wollen nach Veji auswandern. Seit dem letzten Siege Roms ist diese Stadt unbewohnt geblieben. Dort könnten die Häuser sofort bezogen werden, und die ärgste Not wäre beseitigt. Was für eine Rolle spielt es denn schließlich, ob unsere Hauptstadt Rom oder Veji heißt? Der leichteste Weg ist in unserer Lage der Beste.“

Wir sind der gleichen Meinung wie das Volk von Rom. Ihr tut am besten, euch gleichfalls dieser Lösung anzuschließen.“

Als die Worte des Tribunen verklungen waren, sprach niemand. Tiefes Schweigen herrschte. Betroffen sahen sich die Senatoren an. Aber auch Camillus war bei der Sitzung zugegen. Er wollte den Worten des Tribunen entgegentreten.

Empört schaute er sich nach allen Seiten um und begann zu reden: „Habe ich richtig gehört? Das Volk will Rom verlassen? Ist denn unser ganzer Kampf um den heiligen Boden des Vaterlandes umsonst gewesen? Hier haben seit dreihundert Jahren unsere Vorfahren gekämpft, hier haben sie jedes Stück Land teuer mit ihrem Blute erkauft. Gewiß, die gegenwärtige Strafe der Götter ist eine schwere Prüfung für das römische Volk. Aber auch sie werden wir überstehen, wie wir schon so oft in unserer Geschichte die größten Gefahren überwunden haben. Wenn auch die Tempel zerstört sind - hier ist die Wohnung der Götter, hier ist der Mittelpunkt unseres Lebens! Das Kapitol, durch die Tapferkeit der Römer unversehrt, wird uns immer an unsere Pflicht mahnen! Darum, Senatoren, sagt dem Volk, daß der Segen der Götter nur auf der Heimat ruht!“

Tief bewegt nahm der Senat die Rede des Camillus auf. In diesem Augenblick dröhnten vor der Halle, in der der Senat tagte, laute Marschtritte. Eine Kolonne von Soldaten, von einem Hauptmann geführt, kam über das Forum. Unwillkürlich schwiegen die Senatoren und horchten auf das durch die hohen Fenster dringende Geräusch. „Halt!“ rief draußen der Hauptmann. „Hier wollen wir bleiben!“

Diese Worte nahmen die Senatoren für ein Zeichen der Götter. Einmütig stimmten sie sogleich der Rede des Camillus zu. Lange Beratungen über die Zukunft der Stadt folgten, und der Aufbau der verbrannten Stadt wurde beschlossen.

Von den Soldaten und den Einwohnern Roms empfing Camillus, der als Retter gepriesen wurde, große Ehren. „Vater des Vaterlandes“ wurde er genannt. Sobald seine Senatsrede in der Stadt bekannt geworden war, änderten die meisten Einwohner ihre Meinung. Hatte Camillus nicht recht, wenn er von dem heiligen Boden der Vorfahren gesprochen hatte? War nicht ihr Kampf gegen die Patrizier auch hier geführt worden? Wenn ein Mann wie Camillus auch weiterhin die Geschicke Roms in seinen Händen hielt, dann würde die Zukunft des römischen Volkes gesichert sein.

So hatte Camillus das Vorhaben der Plebejer, nach Veji auszuwandern, glücklich verhindert. Sein Verdienst um die Erhaltung der Stadt brachte ihm den Namen eines zweiten Romulus ein.

Mit großem Eifer begannen die Bürger, Rom neu aufzubauen. Unter der Bedingung, daß der Häuserbau innerhalb eines Jahres abgeschlossen sein mußte, stellte der Senat unentgeltlich alle Baumaterialien zur Verfügung. Aus Veji wurden die Steine herangeschafft. Die Stadt war vom Senat zum Abbruch bestimmt worden, damit nie wieder der Gedanke einer Auswanderung dorthin auftauchen könnte. So entstand allmählich auf den Trümmern der eingeäscherten Stadt ein neues Rom. Allerdings fielen wegen der großen Eile die Straßen recht eng und unregelmäßig aus. Schon ein Jahr nach der Zerstörung war das unwahrscheinliche Vorhaben beendet, und das römische Volk besaß wieder seine Hauptstadt.

Aber nun war die Staatskasse leer. Der Aufbau aller öffentlichen Gebäude, Tempel und Stadtmauern, die Ausbesserung der wenigen noch vorhandenen Häuser hatte riesige Geldsummen verschlungen. Es ließ sich nicht umgehen, den Bürgern Roms hohe Steuern aufzuerlegen. Am meisten wurden die Plebejer von den erhöhten Abgaben betroffen. Ihre Geschäfte und Handwerksbetriebe waren noch nicht ausgebaut und brachten keinen oder nur kleinen Verdienst. Unerbittlich ließ der Senat die Steuern einziehen. Man borgte sich also wieder von den Patriziern Geld, das nur gegen hohe Zinsen zu erhalten war. Damit begann wieder das alte Übel der Schuldsknechtschaft. Kaum hatten die Plebejer ihre Hütten und Werkstätten errichtet, wurde ihnen schon ihr Besitz gepfändet. Hilfesuchend wandte sich das Volk an Camillus, denn es erwartete Hilfe von ihm. Aber er war ja selbst Patrizier und blieb taub für ihre Bitten.

Marcus Manlius Capitolinus

In ganz Rom gab es um diese Zeit nur einen Patrizier, der sich entschlossen auf die Seite der Plebejer stellte. Das war Marcus Manlius, der im Kampf gegen die Gallier das Kapitol gerettet und dafür den Ehrennamen Capitolinus erhalten hatte. Ihm ging die Not des Volkes sehr zu Herzen. Täglich mußte er mit ansehen, wie arbeitsame und fleißige Männer in den

Schuldkerker geworfen wurden, wie die Verteidiger des Kapitols statt Dank Strafen erhielten und wie die Patrizier durch die Not des Volkes schnell zu neuem Reichtum kamen. Am meisten kränkte ihn, daß Camillus, obwohl er von allen Schichten der Bevölkerung gleich hoch geehrt wurde, nichts dagegen unternahm. Weshalb wurde ihm eigentlich soviel Achtung und Ehre entgegengebracht? War denn des Manlius heldenmütige Rettung des Kapitols nicht ebenso glorreich wie die Vernichtung der Gallier? Manlius meinte, er selbst erhielte nicht den Dank, der ihm gebührte. Diese Mißgunst machte die beiden Patrizier - auch Manlius stammte aus einem alten Adelsgeschlecht - zu unversöhnlichen Feinden.

Eines Tages ging Manlius Capitolinus über das Forum. Da sah er, wie ein tapferer Soldat, der an seiner Seite auf dem Kapitol gekämpft hatte, von seinen Gläubigern gefesselt in den Schuldkerker abgeführt wurde. Zornig trat Manlius herzu und sagte zu den Wucherern: „Wißt ihr denn, daß die Tapferkeit eines Römers nicht auf diese Art belohnt werden darf? . Dieser Mann hier war Hauptmann unter meinem Befehl und hat weit mehr für das Vaterland getan als ihr, die ihr nichts versteht, als Zinsen einzutreiben. Haben wir das Kapitol etwa für euch und euren Wucher gerettet?“ Dann ließ er sich die geschuldete Summe nennen und kaufte auf der Stelle den Hauptmann los. Viele Menschen hatten sich unterdessen ange sammelt und sahen die Tat des Manlius Capitolinus mit an. Freudig ergriff der Befreite die Hände des Patriziers und sagte: „Ich kann dir deine Hilfe nie wieder vergelten; dazu bin ich zu arm. Mögen dich die Götter für deine gute Tat belohnen. Aber wenn du einmal einen Streiter brauchst, will ich gern mein Leben für dich einsetzen!“

Alle Zuhörer jubelten Manlius zu. Da begann dieser wieder zu sprechen. „Nicht länger kann ich eure Not mit ansehen“, sagte er. „Ich besitze in der Nähe Roms ein großes Landgut. Das will ich verkaufen und den Erlös für euch verwenden. Solange ein Manlius Capitolinus noch Geld besitzt, soll kein Plebejer in die Schuld knechtschaft geraten!“

Bald war das Haus des Manlius ein Sammelplatz aller Armen, Hilfsbedürftigen und Unzufriedenen. Mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, half Manlius, die Leiden des Volkes zu verringern. Sein Geld verlieh er ohne Zinsen, und allein 400 Schuldner kaufte er aus dem Gefängnis los. Von Tag zu Tag wuchs die Zahl seiner Anhänger. Scharenweise pil-



gerte das Volk zu dem Hause des Volksfreundes, um seine Reden anzuhören. Es waren bittere Anklagen gegen diejenigen, die für die Mißstände in der Stadt verantwortlich waren. Mit ganzer Kraft setzte er sich für eine Neuauftteilung der Äcker und für die Schuldentilgung ein. Dem Senat blieben diese Zusammenkünfte nicht unbekannt. Sobald Manlius die Führung der Plebejer übernahm, würde die Herrschaft der Patrizier in Rom zu Ende sein. Deshalb schickten sie fortan heimlich Beobachter, die sich unter das Volk mischen mußten, in sein Haus. Sie sollten dem Senat einen Grund liefern, der es ihm gestattete, gegen den unliebsamen und unbequemen Mann vorzugehen.

Wieder einmal sprach Manlius gegen die Patrizier. „Wir müssen vom Senat das Gold zurückfordern“, sagte er, „das Camillus den Galliern wieder abgenommen hat. Die Senatoren halten es verborgen und vergrößern damit nur ihren eigenen Reichtum. In Wirklichkeit aber gehört es doch euch! Mühsam genug habt ihr es aufgebracht; niemand brauchte mehr in die Schuld knechtschaft zu gehen, wenn das Gold in euren Händen wäre.“

So schloß Manlius seine Rede. Das Volk jubelte ihm zu, und überall ließen sich unfreundliche Bemerkungen über den Senat hören. Da schlichen sich die Beobachter fort und berichteten ihren Auftraggebern über alles, was gesagt und geschehen war. Die Amtszeit des Camillus ging zu Ende, und der Reitergeneral Cossus folgte ihm als Diktator. Auf Betreiben der Patrizier lud er Manlius vor Gericht und klagte ihn als einen Verleumder, Aufwiegler, Umstürzler an. Schonungslos geißelte der Volksfreund in seiner Verteidigungsrede die Mißstände in Rom und schrieb den Patriziern und dem Senat die ganze Schuld an der Not zu. Aber diese Beschuldigungen steigerten nur den Zorn des Cossus. Er befahl, Manlius sofort ins Gefängnis zu werfen. Stumm und regungslos nahm das Volk die Aburteilung seines Freundes zur Kenntnis. Aber schon am nächsten Tag breitete sich unter den römischen Bürgern eine große Unruhe aus. Mit zerrissenen Kleidern, Zeichen der Trauer, zog eine riesige Volksmenge vor das Gefängnis und blieb dort Tag und Nacht. Alle Arbeit in der Stadt ruhte. Wieder einmal sah es nach Bürgerkrieg aus. Da gab der Senat nach. Marcus Manlius wurde entlassen. Wie in einem Triumphzug begleiteten die Bürger ihren Freund nach Hause. Die Haft hatte den Mut des Manlius Capitulinus nicht gebrochen. Im Gegenteil, noch heftiger und schärfer als bisher führte er jetzt den Kampf gegen die Patrizier. Da griff der Senat zu einem anderen Mittel. Er bestach die Volkstribunen und verbreitete das Gerücht, Manlius strebe nach der Alleinherrschaft und wolle sich mit Hilfe des Volkes zum König machen. Das war die schwerste Anklage, die in Rom vorgebracht werden konnte. Manlius wurde erneut vor Gericht befohlen. Eine riesige Menschenmenge war zur Gerichtsverhandlung erschienen. Manlius fürchtete sich nicht vor Strafe. Er zog nicht, wie seinerzeit Camillus, die freiwillige Verbannung vor, wie es die Ankläger vermutet und gehofft haben. Trotzig erschien er mit über hundert Menschen als Zeugen, die er freigekauft und mit Geld unterstützt hatte. Gelassen hörte er sich die Anklage an. Dann ergriff er das Wort zu seiner Verteidigung. Er berichtete von seinen Verdiensten, zeigte die mit Narben bedeckte Brust und hielt die vielen Auszeichnungen hoch, die er vom Staat für seine Tapferkeit erhalten hatte. „Und nun klagt ihr mich an!“ rief er. „Habt ihr so schnell vergessen, daß ich den Ehrennamen Capitulinus trage? Schaut auf das Kapitol, ihr Bürger und Ankläger, und bedenkt dabei, daß Jupiter mir die

Kraft gegeben hat, Rom zu retten. Überlegt auch, wem ihr es zu danken habt, daß ihr jetzt hier steht und nicht von den Galliern in Knechtschaft weggeführt worden seid!“ Danach sprachen die Zeugen. Alle lobten sie die Hilfsbereitschaft des Manlius. Das Gericht sah ein, daß die Herzen des Volkes auf der Seite seines Freundes waren, und unter dem Beifall der Masse wurde Manlius Capitolinus erneut freigelassen. Kurz darauf mußte Cossus, weil seine Amtszeit abgelaufen war, sein Amt niederlegen. Sein Nachfolger wurde, zum vierten Male schon, Camillus. Absichtlich wurde gerade er gewählt, denn er war ja der große Feind des Manlius. Jetzt mußte es den Patriziern endlich gelingen, den lästigen Gegner zu verurteilen. Die erste Amtshandlung des Camillus war ein Prozeß gegen Manlius Capitolinus. Lange genug, so meinten die Patrizier, hatte er das Volk irregeführt und aufgehetzt. Diesmal wählte man für die Gerichtsverhandlung einen Ort, von wo das Kapitol nicht zu sehen war, und schloß die Plebejer von der Verhandlung aus. Nicht noch einmal durfte Manlius mit dem Hinweis auf die Rettung Roms das Volk auf seine Seite ziehen. Unter dem Vorsitz des Camillus hielten die Patrizier die Verhandlung ab. Mit funkelnden Blicken maßen sich die Feinde. Manlius fühlte, daß es für ihn keine Rettung mehr gab. Er war des Hochverrats angeklagt, und darauf stand die Todesstrafe. Manlius verzichtete auf jede Verteidigung. Er las den tödlichen Haß aus den Mienen der Patrizier und sah das triumphie rende Lächeln seines Todfeindes Camillus, als er das Urteil verkündete. Es sollte sofort ausgeführt werden. Umgeben von den Liktoren und an den Händen gefesselt, ging Manlius zum letzten Male den Weg zum Kapitol. Wie sonst nur die Mörder und die Verräter, sollte er vom tarpejischen Felsen hinabgestürzt werden.

Auf dem Kapitol hob Manlius seine Hände empor und erflehte den Segen der Götter für das römische Volk. Dann schweiften seine Blicke noch einmal über die Burg und zu der Stelle, wo er die Gallier zum Absturz gezwungen hatte, und dann über das wiedererstandene Rom. Schwelgend und voller Würde stieg er dann auf den Todesfelsen. Das Volk aber beweinte seinen Freund und bewahrte sein Andenken für alle Zeiten.

Die Schwestern Fabia und die Licinischen Gesetze

Nach dem Tode des Manlius Capitolinus wurde die Lage der Plebejer immer trauriger. Noch nie in den vielen Jahrzehnten ihres Kampfes waren sie einer so grausamen Willkür ausgesetzt gewesen wie jetzt. Was nützten ihnen schön ihre Tribunen, die Gesetze und die ihnen zugebilligten Rechte, wenn niemand da war, der ihre Einhaltung und Durchführung überwachte? Es war für die Plebejer keine Freude mehr, in Rom zu leben. Längst hatten sie die Liebe zur Heimat verloren. Aber noch aus vielen anderen Wunden blutete Rom. Von allen Seiten stürzten sich Feinde auf die Stadt, eine leichte Beute, denn wegen der inneren Streitigkeiten konnte sie kaum Widerstand leisten. Rom drohte zu zerfallen. Da, in der höchsten Not, erstanden der Stadt zwei Retter, Gaius Licinius und Lucius Sextius. Ihnen gelang durch ihre Gesetzgebung die lang ersehnte Vereinigung der beiden Stände. Wie es zu diesen Licinischen Gesetzen gekommen ist, berichtet die Sage von den Schwestern Fabia. Damals lebte in Rom ein reicher Patrizier, Fabius Ambustus, der zwei Töchter hatte. Er gehörte zu den einflußreichsten Adligen der Stadt. Jedem, selbst dem ärmsten Bürger gegenüber, verhielt er sich freundlich und zuvorkommend. Das brachte ihm die Liebe des Volkes ein.

Seine älteste Tochter hatte einen reichen Patrizier zum Mann, der in der Stadt das hohe Amt des Kriegstribunen bekleidete. Gaus Licinius, ein Plebejer, war der Mann der jüngeren Tochter. Die beiden Schwestern besuchten sich häufig, denn sie liebten einander sehr. Wieder einmal weilte die jüngere Fabia bei ihrer älteren Schwester. Während sie miteinander plauderten, entstand plötzlich ein mächtiger Lärm vor dem Haus. Bald darauf donnerten heftige Schläge gegen die Haustür. Erschrocken sprang die jüngere Schwester auf und fragte verstört: „Was soll das? Gibt es denn keinen sicheren Platz mehr in Rom?“

Ihre Schwester lachte über die Ängstlichkeit, und voller Stolz antwortete sie: „Diesen Lärm macht das Gefolge meines Mannes jedesmal, wenn er nach Hause kommt. Liktoren gehen ihm als Kriegstribun ja voran, und sie pflegen nie leiser zu klopfen. Das sind Ehrenbezeugungen, die meinem Manne bei seinem Amte zustehen!“ Kaum hatte sie geendet, ging die Tür auf, und inmitten einer großen

Schar von Dienern und Gefolgsleuten trat der Mann der älteren Fabia ein. Während er seine Frau und seine Schwägerin begrüßte, blieb das Gefolge ergeben an der Tür stehen. Erst auf einen Wink seines Herrn entfernte es sich. Beide Schwestern waren verdrossen. Die Ältere ärgerte sich, daß die Jüngere durch ihre Angst den niedrigen Stand verraten hatte, in dem sie lebte. Die jüngere war von Neid erfüllt, denn es dünkte sie begehrenswert, mit einem Manne verheiratet zu sein, der sich ein so lärmendes und mächtiges Auftreten leisten konnte. Je mehr sie daran dachte, desto größer wurde ihr Neid. Kaum konnte sie noch dem Gespräche folgen und verabschiedete sich bald. Aber auch zu Haus waren ihre Gedanken bei der Schwester. Einige Tage später suchte die jüngere Fabia ihren Vater auf. Sie schützte ihm ihr Herz aus. „Warum bin ich nur mit einem Plebejer verheiratet?“ rief sie. „Er wird nie in Rom zu solchen Ehren gelangen wie der Mann meiner Schwester.“ „Aber hast du nicht alles, was du dir nur wünschen kannst“, fragte sie ihr Vater. „Auch Licinius ist reich, du hast Sklaven genug und lebst sorglos und glücklich!“ „Was nützt mir der Reichtum?“ erwiderte Fabia unwillig. „Rang und Namen sind mehr wert. Immer werde ich neidvoll auf meine Schwester sehen müssen, während ich dazu verurteilt bin, ewig eine namenlose Bürgerin Roms zu sein!“ „Beruhige dich, meine Tochter“, sagte ihr Vater, „ich will sehen, wie ich dir helfen kann, damit deinem Hause und deinem Stande die gleiche Ehre zuteil wird wie deiner Schwester.“ Sobald die Tochter gegangen war, eilte der Vater zu ihrem Mann Licinius. Ihm erzählte er, was seine Frau bedrückte, und beide berieten, wie ihr zu helfen wäre. „Ich habe es immer schon gesagt!“ rief Licinius erregt. „Fabia hat ganz recht, auch die höchsten Ämter sollten den Plebejern zugänglich sein! Ich werde mit meinem Freund Sextius entsprechende Gesetzentwürfe ausarbeiten!“ So entstanden, der Sage nach, die Licinischen Gesetze. In Wirklichkeit war ein erbitterter, zehnjähriger Kampf nötig, um die Gesetze des Licinius einzuführen und die Einheit in Rom wiederherzustellen. Licinius und Sextius waren es, zwei Plebejer und Volkstribunen, die mit Entschlossenheit die Rechte des Volkes vertraten und die Gesetze er-

kämpften. Es gelang ihnen, die neuen Gesetze zum Wohl des ganzen Volkes durchzusetzen, ohne daß dabei ein Tropfen Blut vergossen wurde. Licinius forderte die Schuldentilgung und die Verlängerung der Zahlungsfristen für die Zinsen, Beschränkung des Landbesitzes und die Konsulwürde auch für Plebejer.

Die Patrizier boten alles auf, um die Pläne der Tribunen zu vereiteln. Jedesmal, wenn über die Gesetzesvorlage abgestimmt werden sollte, sprachen sich die anwesenden Patrizier dagegen aus. Und nicht sie allein. Die Reichsten in Rom hatten nämlich bereitwillig Geld zur Verfügung gestellt, und damit wurden die acht übrigen Volkstribunen bestochen. Aber Licinius und Sextius ließen sich nicht entmutigen; sie hielten fest zusammen. Gelang es ihnen nicht in diesem Jahr, ihre Pläne zu verwirklichen, nun, dann würden sie es im nächsten erneut versuchen. Auch Camillus wehrte sich verzweifelt gegen die Einführung der neuen Gesetze. Als er aber einsehen mußte, daß er es diesmal mit kühnen und zu allem entschlossenen Gegnern zu tun hatte, gab er seine Sache verloren. Mit der Begründung, er wäre zu alt, legte Camillus sein Amt als Staatsoberhaupt nieder. Schließlich fanden sich auch die Patrizier bereit, auf die Forderungen der Tribunen einzugehen. Nur daß stets einer der beiden Konsuln ein Plebejer sein sollte, wollten sie nicht zugestehen. „Wir Senatoren sehen ein, daß endlich Zufriedenheit in unser Volk einkehren muß“, sagten sie. „Wir sind bereit, die Schulden zu erlassen und auch in der Landfrage nachzugeben. Aber nie werden wir es dulden, daß die Konsulwürde auf Plebejer übergeht. Sie ist von den Göttern selbst nur für uns Patrizier bestimmt!“

„Unser Gesetzeswerk ist eine unteilbare Einheit, und nicht um einen Schritt werden wir nachgeben“, antworteten die Tribunen. „Entweder nehmt ihr das vollständige Gesetz an, oder ihr zwingt uns weiterzukämpfen!“

Dabei blieb es. In, jedem Jahr wählte das Volk Licinius und Sextius erneut zu seinen Tribunen, und immer leidenschaftlicher und hartnäckiger stritten die beiden um ihr Gesetz. So kam das zehnte Jahr seit der Veröffentlichung des Licinischen Gesetzentwurfes heran. Zum zehnten Male wurden Licinius und Sextius zu Tribunen gewählt. Sie waren fest entschlossen, in diesem Jahr ihren Kampf zum erfolgreichen Ende zu führen. Da wurde Rom ganz unerwartet von dem gallischen Heer bedroht, das sich zu einem Rachefeldzug gesammelt

hatte. Mit vielen Rom feindlich gesinnten Städten hatten sich die Gallier verbündet und zogen gegen die Stadt, die ihnen vor Jahren die große Schmach einer Niederlage zugefügt hatte. Den Patriziern kam der gallische Feldzug gerade recht, denn länger hätten sie den Forderungen der Tribunen nicht standhalten können. Vielleicht brachte der Krieg eine Änderung der augenblicklichen Lage. Zum fünften Male wurde der schon greise Camillus zum Diktator ernannt. Auf Grund seiner Erfahrung rüstete er sein Heer so aus, daß die Waffen der Gallier seinen Soldaten nicht viel Schaden tun konnten, und zog mit den Truppen den Feinden entgegen. Beide Heere waren begierig, Rache an ihren Gegnern zu nehmen, die Gallier wegen der Niederlage in Rom, die Römer wegen der Schmach an der Allia. Camillus lockte die Barbaren in einen Hinterhalt. Er täuschte vor, das römische Heer fürchtete sich vor einem Kampf und zöge sich zurück. Im günstigen Augenblick aber stürmte sein Heer von allen Seiten auf den Feind los und brachte ihm eine vernichtende Niederlage bei. Mit Beute beladen und vom Volk bejubelt, rückte Camillus in die Stadt Rom ein. Kaum war die Kriegsgefahr beseitigt, begannen die beiden Tribunen Licinius und Sextius erneut und mit aller Härte ihren Kampf. Ohne nach der Zustimmung des Senats zu fragen, wählte das Volk Lucius Sextius zum ersten plebeijischen Konsul. Grenzenlose Freude erfüllte die Bürger der Stadt. Nun verlangte man vom Senat die Bestätigung der Wahl. Doch die Patrizier wollten noch immer ihren Kampf nicht aufgeben. Camillus, bekannt als einer ihrer besten Streiter, sollte die weiteren Entscheidungen treffen. Aber auch er sehnte sich nach Ruhe, und mehr noch danach, vor seinem Tode Rom geeint zu sehen. Während der vielen Jahrzehnte seines Lebens hatte er den Hader zwischen den beiden Ständen miterlebt; jetzt, am Ende seines Lebens, wußte er, daß Rom mit Zwietracht im Herzen niemals erstarken konnte. Er richtete eindringliche Worte an die Senatoren und bat sie, endlich Einsehen zu haben. Er sprach nicht mehr als Führer seines Standes, sondern aus Verantwortung für den Staat. Da endlich gaben die Patrizier ihre Hartnäckigkeit auf. Sie erklärten sich mit den neuen Gesetzen einverstanden und bestätigten Lucius Sextius als Konsul. Nun durften zwölf Liktoren mit Beil und Rutenbündel auch vor ihm hergehen, und Licinius durfte genauso geräuschvoll und herrisch nach Hause zurückkehren - wie sein patrizischer Schwager. Fabia, seine Frau, hatte keinen Grund mehr, sich benachteiligt zu fühlen.

Camillus wurde ein Jahr später ein Opfer der Pest. Wenn er auch in seinem Leben oft gegen das Volk entschieden hätte, so überwogen doch seine großartigen Taten für den römischen Staat und seine Vermittlung, die, zur Versöhnung zwischen Plebejern und Patriziern beigetragen hatte. Deshalb lebte er bis zum Ende des Römischen Reiches in der Erinnerung des Volkes weiter.

Nach bald 150jährigem erbittertem Kampf war der Streit zwischen den Plebejern und den Patriziern beendet worden. Viel kostbares Blut hatten die Parteienkämpfe gefordert, und viele Kriege, durch die innere Zwie tracht entstanden, hatten Männern das Leben gekostet. Jetzt, da Einigkeit und Friede im Volk herrschten, nahm die römische Republik an Kraft zu und ging stolz ihrer Zukunft entgegen. Mit Liebe diente das Volk seinem Vaterland, denn jetzt lohnte es sich wieder, für die Größe Roms zu leben. Aus Dankbarkeit und Freude über die Vereinigung wurde der Göttin der Eintracht, Concordia, ein Tempel errichtet.

Titus Manlius Torquatus

Gerade im rechten Augenblick hatte der innere Streit in Rom sein Ende gefunden. Wieder einmal schüttelten die abhängigen und unterworfenen Völker das römische Joch ab. Drohend erhoben sie sich gegen die Stadt am Tiber. Besonders gefährlich waren die Kriege mit den Samnitern und den Latinern. Die römische Sage weiß aus dieser Zeit von vielen Helden zu berichten. Zu ihnen gehört auch der Konsul Titus Manlius. Schon in seiner Jugend hatte Titus Manlius in Rom die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Er war von seinem Vater sehr, streng und im Sinne des alten Römertums erzogen worden.

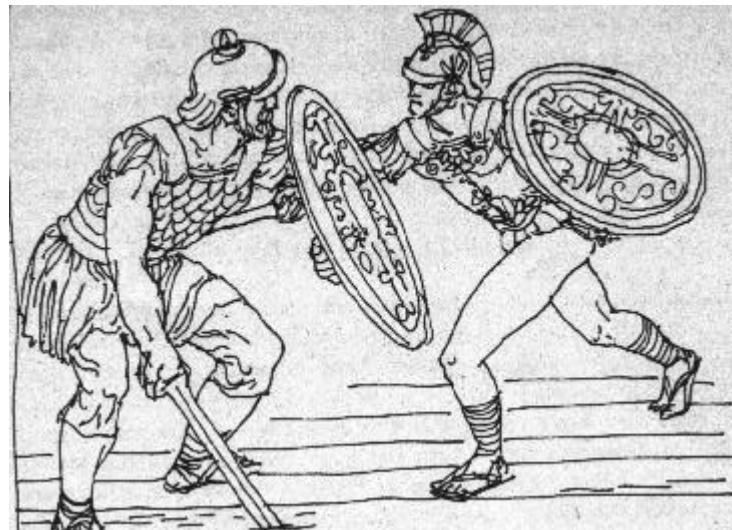
In dem Hause des Vaters gab es keinen Unterschied zwischen dem Sohn und den Sklaven. Von früh bis spät mußte er die gleichen Arbeiten verrichten wie die Diener. Titus fügte sich stillschweigend und ohne Widerspruch. Als sein Vater einmal zu Unrecht beschuldigt wurde, er wolle, die Diktatur an sich reißen, befreite ihn der Sohn von der belastenden Anklage, indem er dem Ankläger mit der Waffe in der Hand entgegnetrat. Durch dieses kühne Auftreten fand Titus beim Volk Bewunderung, und sein Name war in aller Munde.

Bald danach war der Name des Jünglings wieder in aller Munde. Als die Gallier Rom bedrängten und die ganze Stadt einen neuen Angriff fürchtete, schickte der Senat ein Heer gegen den Feind. Titus Manlius diente als einfacher Soldat. In der Nähe Roms, am Flusse Anio, trafen die beiden Heere zusammen. Die Gallier hatten sich am jenseitigen, die Römer am diesseitigen Flußufer verschanzt und ihre Lager aufgebaut. Über den Fluß führte eine Brücke, die weder von den Römern noch von den Galliern abgerissen worden war. So lagen sich die beiden Heere gegenüber und warteten auf den Beginn der Schlacht: Aber niemand schien den Anfang machen zu wollen. Eines Tages bemerkten die Römer, wie sich ein Gallier anschickte, die Brücke zu betreten. Er war wohl einer der größten und stärksten Soldaten, die im gallischen Heere dienten. In voller Rüstung, das gezogene Schwert in der Hand, trat er auf die Mitte der Brücke und rief den Römern zu: „Nun zeigt eure Tapferkeit, Soldaten vom Rom, und schickt den Besten zu mir. Ein Zweikampf wird beweisen, welches Volk vom Kämpfen mehr versteht!“

Betroffen schwiegen die Römer. Wer sollte wohl den Kampf gegen so einen Riesen gut überstehen? Schon der Anblick dieses Barbaren ließ die Soldaten schaudern.

„Besteht denn das römische Heer nur aus Feiglingen?“ begann der Gallier wieder herausfordernd zu rufen. Dann werde ich eben kampflos den Sieg mit in das Lager nehmen!“

Noch immer zögerten die Römer. Da ging Titus Manlius, eben erst dem Knabentaler entwachsen, zum Feldherrn und bat ihn, gegen diesen überheblichen Gallier kämpfen zu dürfen. Auch der Heerführer war empört über die freche Herausforderung, aber daß gerade Titus, der über keine großen Kräfte verfügte und eigentlich recht schwächlich war, den Kampf auf Leben und Tod übernehmen wollte, war ihm nicht recht. Da sich aber kein anderer Soldat zum Zweikampf bereit fand, gab er schließlich seine Einwilligung. Die Freunde halfen Titus, die schwere Rüstung anzulegen, und geleiteten ihn bis an die Brücke. Hier gaben sie ihm noch gute Wünsche mit auf den Weg und verabschiedeten sich herzlich. Niemand glaubte, daß er den todesmutigen Jüngling lebend wiedersehen würde. Keine Furcht war Titus anzusehen, als er mit festen Schritten dem Gal-



lier entgegenging. Sein Gegner hielt sich die Hand vor die Augen und sagte überheblich. „Soll das mein Feindsein?“ Dann begann er schallend zu lachen. „Gehe lieber zu deinen Spielkameraden nach Rom, wenn du noch ein bißchen leben willst. Ich messe mich mit Männern, aber nicht mit Kindern!“

Titus wischte nicht von seinem Platz. Er unterdrückte seinen Zorn und verfolgte aufmerksam die Bewegungen seines Gegners. Als der Gallier sah, daß sein Spott Manlius nicht rührte, hob er seinen Schild und stampfte schwerfällig auf Manlius zu. Zu einem gewaltigen Schlag holte er aus, um Titus mit dem ersten Schwerthieb zu töten. Aber der war schnell ausgewichen und hatte sich hinter dem Schild seines Gegners verborgen. Mit solcher Wucht sauste das Schwert des Galliers nieder, daß sich die Spitze tief in einen Balken der Brücke hineinbohrte. Noch ehe er es herausziehen konnte, stieß Manlius ihm sein Schwert in die Hüfte. Mit lautem Stöhnen brach der Gallier zusammen. Die Brücke erzitterte von dem Sturz des mächtigen Körpers. Unbeschreiblich war das Getöse der Römer, die vor

Freude mit ihren Schwestern an die Schilde schlugen und zur Brücke eilten, um ihren siegreichen Kameraden zu empfangen. Da nahm Manlius als Beute die gedrehte goldene Halskette des Galliers an sich und legte sie sich um. Auf den Schultern seiner Kameraden wurde er in das Lager zurück getragen. Von dem Tage an erhielt Titus Manlius den Beinamen Torquatus, der mit einer Halskette Geschmückte. Noch am gleichen Tage brachen die Gallier ihr Lager ab und zogen ohne Kampf weiter nach Campanien.

Titus Manlius, der Sohn

Lange Jahre danach wurde Torquatus zum Konsul gewählt. Um diese Zeit forderten die Latiner vom römischen Senat, das Volk von Rom sollte sich mit ihnen zu einem Volk verbinden; ferner verlangten sie, daß ein Konsul aus ihren Reihengewählt würde. Die Römer waren viel zu stolz, als daß sie dazu ihre Zustimmung geben wollten. Deswegen entstand ein Krieg mit den Latinern. Titus Manlius Torquatus führte das Heer gegen die Feinde. Unter den römischen Soldaten befand sich auch sein Sohn, der gleichfalls Titus hieß.

In einem unübersichtlichen Gelände lagen sich die beiden Heere gegenüber. Weder die Römer noch die Latiner wagten es, die Schlacht zu beginnen. Der Konsul Manlius Torquatus befahl, daß sich niemand ohne seine Erlaubnis mit den Feinden in einen Kampf einlassen dürfte. Wer gegen diesen Befehl handelte, sollte mit dem Tode bestraft werden. Eines Tages erhielt Titus, der Sohn des Konsuls, den Auftrag, mit einer Reiterabteilung einen Erkundungsritt zu machen. Unterwegs begegneten sie einer latinschen Reitergruppe, die ebenfalls auf Kundschafft ausgezogen war. Der latinsche Anführer ließ seine Soldaten haltnachen und trat vor die Römer. „Wo sind denn die tapferen Römer mit ihren Heeren?“ sprach er Titus an. „Und wo verstecken sich die feigen Konsuln?“

„Du wirst es noch büßen müssen, daß du meinen Vater beleidigt hast“, antwortete der erzürnte Titus.

Der Latiner lachte. „Wenn wir auch nicht so stolz sind wie ihr Römer, so übertreffen wir euch doch an Tapferkeit. Wenn du anderer Meinung bist als ich, so kannst du die Richtigkeit der deinen ja durch einen Sieg im Zweikampf beweisen!“ Doch Titus Manlius dachte an das Verbot seines Vaters und erwiederte:

„Wenn du so übermütig bist, dann zeige deinen Mut in der Schlacht. Und jetzt gib den Weg frei!“

„Habt ihr gehört, Soldaten, der Sohn des Konsuls ist so feige wie sein Vater!“ reizte ihn der Latiner. „Zieh deinen Soldatenrock wieder aus, Titus, und geh zurück in die Stadt. Dort hast du vorläufig keine Feinde zu fürchten!“

Da konnte sich Titus nicht mehr, beherrschen und vergaß das Verbot. „Steig auf dein Pferd, Latiner! Deine Frechheit wirst du mit dem Leben bezahlen! Ein Römer läßt weder seinen Vater noch sein Vaterland leidigen!“

in wildem Zorn sprengte Titus auf seinen Gegner zu. Der Latiner wehrte sich verzweifelt. Geschickt wich er den Schlägen des Römers aus. Da traf Manlius mit einem Lanzenstoß das Pferd des Gegners. Es brach zusammen, und der latinscher Anführer stürzte auf den Boden. Sofort war Titus bei ihm und durchbohrte seinen Feind mit der Lanze. Die Rüstung des Gegners nahm er an sich, und stolz kehrte er als Sieger in das Lager zurück. Erstaunt sah sein Vater dem Zuge entgegen. Kaum hatte Titus mit seiner Schar holtgemacht, verfinsterte sich die Miene des Konsuls.

„Was trägst du da über deiner Schulter?“ fragte er den Sohn.

„Es ist die Rüstung eines Latiners, der mich mit unverschämten Beleidigungen zum Zweikampf herausforderte: Wie du in deiner Jugend den Gallier, so habe ich heute den Anführer der Feinde gerichtet. Du darfst auf deinen Sohn stolz sein!“

Unheilvolles Schweigen lag über dem Platz. Der Konsul trat einige Schritte zurück und begann so laut zu sprechen, daß alle Soldaten ihn hören konnten: „Als Vater, Titus, lobe ich dich wegen deiner Tapferkeit und wegen deines Mutes. Du hast das Blut der Manlier nicht verleugnet. Aber als Konsul muß ich dir sagen, daß du meine Befehle nicht beachtet und ohne meine Erlaubnis den Kampf begonnen hast. Römische Soldaten haben die Anordnungen ihrer Konsuln zu befolgen. So wie du in deinem Leben noch nie die väterliche Liebe vermißt hast, wirst du nun die Strenge eines Konsuls erfahren. Liktoren, vollzieht an ihm die Todesstrafe, wie es der Befehl bestimmt hat!“

Alle Soldaten, die sich über den Sieg des Titus freuten, baten den Konsul, die Strafe zu erlassen. Manlius Torquatus aber wies die Bitten zurück.

Die Liktoren ergriffen den Sohn des Konsuls, banden ihn an einen Pfahl und schlugen ihm das Haupt ab. Mit Entsetzen sahen die Soldaten dem schrecklichen Schauspiel zu. „Erkennt, ihr Römer“, rief der Konsul mit bewegter Stimme, „daß in Rom die Gesetze und Befehle für alle Zeiten das Höchste sein müssen.“ Dieses grausame Urteil brachte dem Titus Manlius Törquatus viele Feinde ein. Die meisten Mütter in Rom und viele römische Jünglinge konnten die Handlungsweise des Konsuls nicht verstehen und wandten sich von ihm ab.

Decius Mus

Noch immer währte der Krieg mit den Latinern. Rom stellte noch ein zweites Heer auf, um die latinsche Gefahr endgültig zu beseitigen. Vereint zogen alle römischen Legionen nach Süden, bis zum Vesuv. Hier sollte die Entscheidung fallen. Aus den römischen Truppen wurden zwei Heere gebildet, deren jedes unter dem Befehl eines Konsuls stand. Es waren Manlius Torquatus und der plebejische Konsul Decius Mus. Eines Morgens kam der Konsul Decius erregt zu seinem Amtsgenossen Manlius. „Ich muß dir einen sonderbaren Traum erzählen, der mich heute nacht gequält hat“, rief er. „Kaum hatte ich mich zur Ruhe gelegt, erschien mir eine Gestalt, die einem Gott glich. Deutlich hörte ich seine Offenbarung: Nur dann würde das latinsche Heer besiegt werden können, wenn ein Feldherr der Römer sein Leben dem Tod weihte. Sollte das ein schlechtes Vorzeichen sein?“ „Merkwürdig“, antwortete Manlius nachdenklich. „Ich hatte den gleichen Traum, und auch mir ist die Gestalt erschienen. Laß uns die Priester fragen, vielleicht deuten sie das Vorzeichen anders!“ Aber ihre Antwort stimmte mit dem Wortlaut des Traumes überein. Kurz vor der Schlacht kamen die beiden Konsuln noch einmal zusammen. „Wenn es der Wille der Götter ist, so wollen wir uns fügen“, sagte Manlius. „Du, Decius, bist wie ich bereit, das Vaterland zu retten. Sollte dein Heer zuerst vor der Gewalt der Feinde weichen, dann opfere dein Leben. Ist es mein Heer, dann werde ich bereitwillig in den Tod gehen!“ Decius befehligte die linke Heeresabteilung. Hier war der Ansturm der Feinde so gewaltig, daß die Römer zu weichen begannen und sich zur

Flucht wandten. Getreu seinem Versprechen ließ sich Decius vom Oberpriester zum Tode weihen. Noch einmal betete er zu den Göttern, daß sie dem römischen Heere beistehen und ihm den Sieg schenken möchten. Sein letzter Fluch galt den Feinden. Dann ließ er sein Pferd heranführen, und mit gezogenem Schwert stürmte er mitten unter die Latiner. Schon nach kurzem Kampfe stürzte Decius, von den Lanzen der Feinde durchbohrt, auf die Erde nieder. Als die römischen Soldaten den aufopferungsvollen Tod ihres Heerführers sahen, stellten sie sich geschlossen zum Kampf auf und drangen so mutig auf die Feinde ein, daß die Latiner nicht standhalten konnten. Das ganze feindliche Heer kam in Unordnung, es wurde von den Römern zur Flucht gezwungen. Mit einem glänzenden Sieg kehrte Manlius nach Rom zurück. Die Leiche des Konsuls Decius wurde mit großen Ehren bestattet.

Marcus Valerius Corvus

In den gallischen Kriegen fand ein anderer, ähnlicher Zweikampf zwischen einem gallischen Riesen und einem Römer statt, wie er schon von Titus Manlius bekannt ist. Wieder einmal waren die gallischen Scharen auf ihren Zügen in die Nähe Roms gekommen. Furchtbar verwüsteten sie das Land und raubten den Bauern die letzten Vorräte. Brennende und zerstörte Häuser, vernichtetes Land und die anderen Spuren aller möglichen Gewalttaten säumten ihren Weg. Zu dieser Zeit war in Rom der Sohn des berühmten Camillus, Lucius Camillus, Konsul. Ihm übertrug der Senat die Aufgabe, gegen die Feinde zu Felde zu ziehen und sie entweder zu vernichten oder doch wenigstens zur Umkehr zu zwingen. In der Nähe des gallischen Lagers ließ Camillus das römische Heer halt machen. Er wollte abwarten, was die Feinde unternehmen und nach welcher Richtung sie ihre Plünderungszüge fortsetzen würden. Aber die Gallier hatten schon so oft die Schärfe der römischen Schwerter zu spüren bekommen, daß sie es nicht wagten, im Angesicht des römischen Heeres weiter auf Raub auszuziehen. Also lagen sich die beiden Heere untätig gegenüber. Es war ein herrlicher Sommertag. Die römischen Soldaten hatten sich

behaglich in das Gras gelegt und genossen die wärmenden Strahlen der Sonne. Plötzlich meldeten die Vorposten, daß sich ein Gallier auf die römischen Stellungen zu bewege. Die Soldaten sprangen auf und sahen erwartungsvoll dem herankommenden Feind entgegen. Nur wenige Schritte vor den ersten Römern blieb der Gallier stehen. Er steckte von Kopf bis Fuß in einer schweren Rüstung, und seine goldverzierten Waffen glänzten in der Sonne. Wie einen Gott bestaunten ihn die römischen Soldaten. Er war von riesenhafter Körpergröße, und unter dem tief herabgezogenen Helm blickten funkelnnde Augen hervor. Mit schallender Stimme rief er den Römern zu: „Damit der Kampf zwischen den Galliern und den Römern ohne großes Blutvergießen beendet werde, fordere ich den tapfersten Krieger unter euch zum Zweikampf heraus!“

Niemand antwortete, denn alle fürchteten sich vor der riesenhaften Gestalt des Galliers, der ihnen an Körperkräften weit überlegen schien. Schließlich ermannte sich ein noch junger Offizier, Marcus Valerius. „Wir sind alle gleich tapfer, und jeder unter uns möchte wohl mit dir um die Entscheidung kämpfen. Auch ich will es tun. Gedulde dich nur noch einen Augenblick, bis ich mich ebenso gerüstet habe wie du; dann werde ich den Kampf wagen!“

Valerius dachte an den ehrenvollen Zweikampf des Manlius, der vor Jahren einen Gallier besiegt hatte. Weshalb sollte nicht auch er, Marcus Valerius, ein Streiter für die Größe und Unsterblichkeit Roms sein? Mit Zuversicht eilte er zu dem Konsul Camillus, holte sich dessen Einwilligung zum Kampf und trat alsdann wohlgerüstet dem Feind entgegen. Die Gallier eilten herbei und bildeten zusammen mit den Römern einen großen Kreis um die Kämpfenden. Valerius begann anzugreifen. Aber es wollte ihm nicht gelingen, sich dem Gallier auch nur zu nähern. Mit seinem Schwerte hieb der so wild nach allen Seiten um sich, daß der Römer auch nicht einen Schlag anbringen konnte. Jetzt drang der gallische Krieger immer härter auf Valerius ein. Die römischen Soldaten wurden unruhig. Mit großer Sorge erwarteten sie den Ausgang des Kampfes. Schon zwang ein wuchtiger Schlag des Galliers auf seinen Schild Valerius in die Knie. Doch schnell sprang er wieder auf, um dem nächsten Schwertstoß auszuweichen. Seinen Schild verlor er dabei. Zwischen den beiden Streitern lag er auf der Erde. Mit ungeheurem Geschrei jubelten die Gallier ihrem Freunde zu.

In diesem Augenblick kam plötzlich ein Rabe angeflogen und setzte sich auf den Helm des Römers. Valerius, der durch das dauernde Ausweichen vor den gefährlichen Hieben des Galliers schon sehr erschöpft war, sah in dem Vogel ein von den Göttern gesandtes Vorzeichen. Er faßte neuen Mut. Der Gallier war über den Raben auf dem Helm zwar sehr erschrocken, kämpfte aber trotzdem weiter. Doch bei jedem Hieb, den er tat, flog ihm der Rabe in das Gesicht, krallte sich fest und hackte mit dem Schnabel nach seinen Augen. Das nützte Valerius aus. Denn als der Feind durch den Raben außer Fassung gebracht war und ihn nicht abzuschütteln vermochte, stach ihn der Römer ohne Mühe nieder. Der Rabe aber erhob sich in die Lüfte und entschwand den Blicken der Krieger. Jetzt jubelten die römischen Soldaten. Valerius eilte zu dem toten Gallier, um sich seine Beute zu sichern. Zornig rissen die Feinde ihre Schwerter hoch und drangen auf ihn ein, um ihn zu hindern, den toten Helden auszuplündern. Die Römer eilten ihrem Offizier zu Hilfe, und aus dem Handgemenge wurde schnell eine erbitterte Schlacht. Der glückliche Ausgang des Zweikampfs, den sie auf die Gnade der Götter zurückführten, machte die Römer so siegessicher, daß die Gallier nur mit Mühe entkommen konnten. Der Konsul Camillus schmückte den Sieger Valerius mit einem goldenen Kranz, und auch die Soldaten überhäuften ihn mit Ehrungen. Von diesem Tage an trug Marcus Valerius den Beinamen Corvus, der Rabe.

Marcus Curtius

Nach dem Galliereinfall wütete in Rom jahrelang die Pest. Viele Opfer forderte sie, und die Menschen gerieten erneut in eine schwere Notlage. Noch waren die Schrecken dieser Seuche nicht ganz überwunden, als ein neues Unheil über die Stadt hereinbrach. Die ganze Tibergegend wurde von einem mächtigen Erdbeben erschüttert. Unabsehbar waren die Schäden in Rom. Viele Häuser, die nach der Zerstörung durch die Gallier notdürftig aufgebaut worden waren, stürzten zusammen, und wieder standen die Menschen vor den Trümmern ihrer Behausungen. Den größten Schaden verursachte das Erdbeben auf dem Forum. Hier war ein Abgrund entstanden, der quer über den Platz verlief. Er war so tief, daß man nicht einmal

den Grund sehen konnte. Nur das unheimliche Glucksen des Wassers war aus der finsternen Kluft zu vernehmen. Von allen Seiten strömten die Bürger zusammen, um das schauerliche Ereignis anzusehen und den Schaden möglichst bald zu beheben. Lange Wagenkolonnen, beladen mit Steinen, fuhren ununterbrochen an den Spalt heran, und ihre Ladungen wurden hineingeschüttet. Unermüdlich trugen die Einwohner Körbe voll Erde heran; aber alle Mühe schien umsonst zu sein. Mehrere Tage lang arbeiteten die Römer schon, doch die Kluft schien unergründlich; sie wurde nicht kleiner und ließ sich nicht füllen. In der höchsten Not befragte das Volk die Auguren. Sie verkündeten den Willen der Götter: „Wenn sich der Abgrund nicht schließt, wird Rom in kurzer Zeit untergehen. Um das zu verhindern, muß das Kostbarste, was sich in der Stadt befindet, in die unersättliche Kluft hineingeworfen werden.“

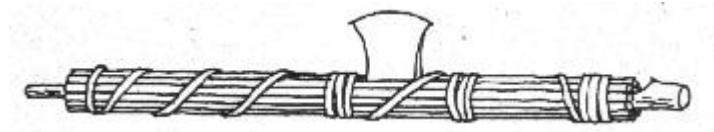
Sogleich eilten die Bürger in ihre Häuser und trugen alles zusammen, was sie noch an Wertgegenständen besaßen. Die Frauen opferten ihren Schmuck und die kostbarsten Gewänder. Auch goldverzierte Waffen und Rüstungen, von denen sich die Männer ungern trennten, wurden in den Spalt geworfen. Die Kinder brachten sogar ihr liebstes Spielzeug, um die Götter zu besänftigen. Bald gab es in den Familien kein Gold und Silber mehr, und so mancher Bürger wurde durch diese Göttergaben zum armen Manne. Verzweifelt sah das Volk in die drohende Tiefe. Noch immer hatte sich nichts verändert. Inmitten der niedergeschlagenen Menge stand der Jüngling Marcus Curtius auf dem Forum. Nachdenklich blickte er auf die betrübten und von der Not gezeichneten Gesichter seiner Mitbürger. Hatten sie den Spruch der Götter denn überhaupt nicht verstanden? Er sprang auf einen nahen Quaderstein und verschaffte sich Gehör.

„Die Auguren haben uns die Weissagung mitgeteilt“, sagte er. „Aber ich meine, ihr Römer, nicht unser Geschmeide, nicht die wertvollsten und edelsten Gegenstände sind das Kostbarste in Rom; unsere größte Kostbarkeit ist jeder Römer, der bereit ist, sein Leben für die Rettung des Vaterlandes zu opfern.“ Noch dachte die Menge über die Worte nach, die sie soeben vernommen hatte, als Marcus Curtius schon nach Hause eilte und die wertvollste Rüstung anlegte, die er besaß. Auch die Waffen, die ihm im Felde mehr als

einmal den Sieg erfochten hatten, nahm er mit. Dann bestieg er sein bestes Pferd und ritt auf das Forum zurück. Mit Bewunderung blickte das Volk den gepanzerten Jüngling an, der nun an den Rand des Abgrunds ritt und sich von dort aus noch einmal an die Bürger wandte: „Die Götter mögen mein Opfer gnädig aufnehmen. Rom muß erhalten bleiben. Nichts Besseres hat unsere Stadt als Heldenmut und scharfe Waffen!“

Dann legte er den Arm vor seine Augen, gab dem Pferd die Sporen und stürzte sich beherzt in die Tiefe. Wie gelähmt vor Entsetzen standen die Römer. Aber was geschah jetzt? Langsam begann sich der Abgrund vor ihren Augen zu schließen. Da brach das ganze Volk in jubelnde Freudenrufe aus und errichtete auf dem Forum Altäre. Sie opferten aus Dankbarkeit den Göttern und empfahlen den jugendlichen Helden ihrer Huld.

Die Stelle, an der Marcus Curtius in die Kluft stürzte, wurde später umzäumt als ewige Erinnerung an seinen Opfertod. Ein kleiner Teich, der sich dort bildete, erhielt den Namen Lacus Curtius, der See des Curtius.



Nachwort

Es war ungefähr 370 Jahre nach dem sagenhaften Opfertod von Marcus Curtius, als der römische Geschichtsschreiber Livius den letzten Punkt in seinem großen Geschichtswerk „Römische Geschichte seit Gründung der Stadt“ durch seinen Schreibersklaven setzen ließ. 142 Bücher waren gefüllt und eine Zeit von 40 Jahren verstrichen, seit er mit dieser Arbeit begonnen hatte. Sein Freund und Gönner, der mächtige Kaiser Augustus, konnte zufrieden sein. Erfuhr man doch in spannenden Geschichten, daß Roms Größe der Vaterlandstreue und dem Mut seiner tapfersten Bürger, allen voran solchen, die aus edlem Geschlecht stammten, zu verdanken war. Das dort geschilderte harte Leben der Vorfahren eignete sich vortrefflich als mahnendes Vorbild für sein zur Nachlässigkeit neigendes Volk. Unsere Sagen - überwiegend entlehnt aus den ersten zehn Büchern des Livius - lassen Ereignisse zwischen dem 8. und 4. Jh. v. u. Z. lebendig werden. Es ist die Zeit der Könige und des Anfangs der römischen Republik. Damals gab es keine Geschichtsschreiber in Rom, und auch die griechischen Historiker interessierten sich nicht für den kleinen Stadtstaat am Unterlauf des Tiber. Aufzeichnungen, die schon von den römischen Priestern gemacht wurden, sind zum überwiegenden Teil beim Einfall der Gallier in Rom verbrannt. Doch war das Gedächtnis des römischen Volkes an seine Anfänge geblieben, und die dadurch bewahrten 'Sagen' konnten Livius als Stütze dienen. Daß vieles in den Sagen erfunden war, teils bewußt, teils unbewußt, war schon den Römern wohlbekannt. Livius ging zur Vermeidung allen Streits um ihren Wahrheitsgehalt davon aus, daß man es der Vorzeit ruhig erlauben könne, „durch Vermengung der menschlichen mit den göttlichen Dingen die Anfänge der Staaten erhabener zu machen“, Oft hatten die Familien römischer Adliger die Sagen so ausgeschmückt, daß gerade ihre Vorfahren in besonders hellem Licht erschienen. Antike Geschichtsschreiber fügten auf ihrer Suche nach der verschütteten römischen Frühgeschichte Ereignisse, Daten und Zusammenhänge ein, um das Bild der Vergangenheit möglichst zu vervollkommen. So errechnete der

römische Gelehrte Varro (116-27) das Jahr 753 v. u.Z. als Gründungsjahr Roms. Exakte archäologische Untersuchungen aber haben ergeben, daß es schon im 10. Jh. v. u. Z. Siedlungen auf dem späteren Stadtterritorium gab und daß die eigentliche Stadtentstehung erst im 6. Jh. unter Einfluß der Etrusker vor sich ging. Aus den Erlebnisbereichen anderer Völker sickerten Motive in den römischen Sagenschatz. So macht sich in eigentümlicher Weise der Einfluß griechischen Gedankengutes in der Sage von Romulus und Remus bemerkbar. Sie beginnt mit der Flucht des Äneas aus Troja, seiner Irrfahrt durchs Mittelmeer, bis er schließlich in Latium landet. Diesen Anfang ihrer Geschichte haben die Römer von den Griechen übernommen, die tatsächlich im 8. und 7. Jh. ihre Heimatstädte als Kolonisten verließen, die unberechenbare See mit ihren Schiffen durchflogen und im Süden Italiens landeten, um sich dort für immer niederzulassen. Sie waren es auch, die die Geschichte von der Belagerung und Zerstörung Trojas mit nach Italien brachten, und vielleicht waren es auch griechische Händler, die sie einem neugierigen Publikum in Rom erzählten.

Einen lebendigen Eindruck von der Auseinandersetzung antiker Klassen geben die Sagen vom erbitterten Ringen der Plebejer mit den Patriziern. Die Einführung neuer eiserner Arbeitsgeräte und die Zunahme von Produktionserfahrungen brachten Ende des 6. Jh. und im 5. Jh. für viele plebejische Bauern Wohlstand. Handwerker und Händler profitierten vom Ausbau Roms zur führenden Stadt in Latium. Andere Plebejer wiederum verarmten und verloren Land oder Handwerksbetrieb. Die Wohlhabenden wollten Beteiligung an der patrizischen Macht, die Ärmeren wollten Land und Schuldenerlaß. Dagegen sträubten sich mit aller Kraft die alteingesessenen Patrizierfamilien. Begünstigend für die Plebejer war nun, daß Rom, bedroht von Bergstämmen, aufsässigen Latinern und den Etruskern, nicht mit der Kerentruppe adliger Reiterkrieger zu verteidigen war. Der schwerbewaffnete Fußsoldat mit Panzer, Schild, Helm, Schwert und Speer war jetzt ausschlaggebend für den Sieg. Immer mehr mußten die Heerführer dazu auf Plebejer zurückgreifen, die sich eine so kostspielige Ausrüstung leisten konnten. Das aber machte jene stark und selbstbewußt. Es setzte ein zäher und blutiger Kampf ein, der weit über zweihundert Jahre dauerte. Die Sagen berichten von militärischen Streiks, Straßenschlachten und Abstimmungskämpfen in der Volksversammlung, in deren Ergebnis es zur

schriftweisen Durchsetzung politischer und rechtlicher Gleichstellung von Patriziern und Plebejern kam. So oder anders haben die Sagen, mögen sie auch noch so frei gestaltet sein, eine Verbindung zu Ereignissen der römischen Vergangenheit. Doch wäre es sicher falsch und würde auch keine Freude machen, beim Lesen mißtrauisch jede Gegebenheit auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen. Selbst wenn wir das tun würden, wüßten wir zuwenig von dem, wovon uns die Sagen noch erzählen und was keine nüchterne Geschichtsbetrachtung ersetzen kann, vom Fühlen und Denken, von den Sitten und Gebräuchen, von den Leidenschaften und Schmerzen dieser frühen Römer, die auch unsere Vorfahren sind. Wir lesen von der Liebe des Vaters zu seiner Tochter Virginia und den verschlagenen Tücken eines Appius Ciaudius als menschliche Verhaltensweisen, die in einer frühen Klassengesellschaft möglich sind. Wir erfahren von der Hilfsbereitschaft der Plebejer für die Opfer patrizischer Gewalt, aber auch von Tänzen, Wettspielen und einer kindlichen Ehrfurcht vor den Göttern. Darum war es richtig und wichtig, die in diesem Buch enthaltenen Sagen unbefangen aufzunehmen und wirken zu lassen, um das frühe Rom nicht nur zu verstehen, sondern auch zu erleben.

Dr. Jens Köhn

Inhaltsverzeichnis

Romulus und Remus	5
Die Gründung Roms	9
Der Raub der Sabinerinnen	12
Tarpeja und ihr Verrat	16
Das Ende des Romulus	19
Numa Pompilius und Egeria	22
Die Horatier und die Curiatier	23
Ancus Marcius und Tarquinius Priscus	28
Servius Tullius	31
Tarquinius Superbus	36
Die Sibyllinischen Bücher	40
Lucretia	42
Brutus Collatinus	46

Horatius Cocles	
	49
Muscius Scaevola	
	52
Cloelia	
	56
Die Auswanderung auf den Heiligen Berg	
	59
Coriolanus	
	64
Spurius Cassius	
	70
Die Fabier und ihr Untergang	
	73
Cincinnatus	
	78
Das Zwölftafelgesetz	
	83
Sicinius Dentatus	
	86
Virginia	
	87
Die Eroberung von Veji	
	91
Der Lehrer von Falerü	
	98
Der Galliereinfall	
	101
Die Gallier in Rom	
	105

Die Gänse des Kapitols	
	108
Vae victis!	
	110
Der Wiederaufbau Roms	
	112
Marcus Manlius Capitolinus	
	114
Die Schwestern Fabia und die Licinischen Gesetze	
	119
Titus Manlius Torquatus	
	123
Titus Manlius der Sohn	
	126
Decius Mus	
	128
Marcus Valerius Corvus	
	129
Marcus Curtius	
	131
Nachwort	
	135